

IV. Forschungsprogramme

Die Forschungsprogramme der Historischen Soziologie versuchen sich gleichsam an einer ›Quadratur des Kreises‹, denn sie stehen vor folgenden Problemen: Sie müssen der Historizität und Temporalität der soziohistorischen Phänomene gerecht werden. Dabei sehen sie sich in den meisten Fällen mit dem »Small-N«-Problem konfrontiert, verfügen also über eine schmale Datenbasis (vgl. S. 84). Und sie haben den wissenschaftlichen Anspruch, *Warum*-Fragen zu beantworten und sehen sich dabei an Anforderungen gebunden, die auf einer »Small-N«-Basis nicht einzulösen sind. Diese drei Probleme werden in unterschiedlicher Weise gelöst. Theda Skocpol (1984a) differenziert beispielsweise zwischen folgenden Forschungsstrategien: »theory testing, interpretation, comparative method«. Sie bezieht sich damit *erstens* auf deduktive Strategien, deren Ziel darin besteht, allgemeine Modelle zu generieren und an historischen Fällen zu testen. Dabei handelt es sich um so genannte variablensoziologische bzw. quantitative Theorieansätze, denen es nicht um die Komplexität von Einzelfällen, sondern um die Generalisierung von Aussagen geht. *Zweitens* benennt sie interpretative Verfahren, denen es um die idiographische Analyse von historischen Vorkommnissen oder Entwicklungen zu tun ist. Und *drittens* nennt sie klassisch-induktive Verfahrensweisen, die mit Hilfe von Vergleichen Hypothesen über kausale Muster generieren wollen. Sie selbst bevorzugt die dritte Variante und sieht diese als charakteristisch für die Historische Soziologie an. Wenn man aber genauer hinschaut, dann können diese drei Varianten in sich wieder sehr heterogen besetzt sein. Sie sind zu grobkörnig gegliedert und geben Anlass für zahlreiche Missverständnisse. Dies gilt auch für die von Charles Tilly (2001a) vorgenommene Unterscheidung der verschiedenen Richtungen Historischer Soziologie in »historical social criticism«, »pattern identification«, »scope extension« und »process analysis«. Zudem sind in den letzten Jahren verschiedene Forschungsstrategien entstanden, die mit Skocpols oder Tillys Kategorien nicht einzufangen sind. Aus diesem Grunde wird im Folgenden versucht, die methodologische und theoretische Bandbreite der verschiedenen Ansätze differenzierter zu fassen. Zu diesem

Zweck wird eindeutiger zwischen Erkenntnisinteresse und Forschungslogik, der Erklärungslogik, dem methodischen Instrumentarium und den Modellannahmen unterschieden.

1. Forschungslogiken: Universalisierung und Individualisierung

Forschungslogiken geben an, welche Erkenntnisziele mit welcher Vorgehensweise erreicht werden können. Im Rahmen der Historischen Soziologie lassen sich, wie in beiden vorangegangenen Abschnitten schon aufgezeigt, folgende Erkenntnisziele identifizieren:

- *universalisierende* Begriffs- und Theoriebildung: Das Ziel der Forschung besteht darin, allgemeine Aussagen über Phänomene einer Klasse zu treffen;
- *individualisierende* Begriffs- und Theoriebildung: Das Ziel der Forschung besteht darin, spezifische Aussagen über spezifische Phänomene zu treffen.

Diese neukantianischen Bezeichnungen mögen schon recht anti-quiet sein, aber sie sind immer noch geeigneter als andere, die Erkenntnisinteressen der verschiedenen Traditionen der Historischen Soziologie beschreiben zu können. Sie unterscheiden sich weiterhin maßgeblich dadurch, ob sie eine *deduktive* oder eine *induktive* Logik verfolgen. Es lassen sich zudem noch verschiedene Zwischenformen unterscheiden.

Das Ziel, allgemeine Aussagen zu treffen, kann durch die *Deduktion* von Hypothesen aus Theorien oder Axiomen und der *Falsifikation* und Widerlegung dieser Hypothesen erreicht werden. Diese Forschungslogik wird von manchen jüngeren Ansätzen verfolgt (bspw. von Kiser und Hechter oder den Vertretern der »Analytic Narratives«, siehe S. 51 und 55). Die Geschichte wird als Testfall zur Überprüfung allgemeiner soziologischer Theorien angesehen, und die Historische Soziologie hat die Aufgabe, diese Ausdehnung des Wirkungsbereichs soziologischer Aussagen herbeizuführen. Sie soll die historischen Grenzen der Allgemein-

heit und Verifizierbarkeit bzw. Falsifizierbarkeit der soziologischen Aussagen aufzeigen. Diese Logik hat auch in der komparatistischen Historischen Soziologie ihren Ankerpunkt, nämlich in solchen Vergleichstechniken, die mit einer »Large-N«-Datenbasis arbeiten. Es handelt sich dabei um die so genannten »variablenorientierten« Ansätze. Sie können auf die Forderung von Adam Przeworski und Henry Teune (1970) zurückgeführt werden, Variablen anstelle der Eigennamen von Gesellschaften, Kulturen oder Staaten zu benutzen. Wenn man Herzattacken von japanischen und amerikanischen Männern miteinander vergleicht, so ihre Argumentation, dann macht es wenig Sinn, Amerikaner und Japaner miteinander zu vergleichen, sondern solche Variablen wie Essgewohnheiten, Blutdruck, ungesättigte Fettsäuren und Arbeitszeit. Oder wenn man die Modernisierungsprozesse von Deutschland und England miteinander vergleichen wolle, so müsse man eben geeignete Variablen aufstellen, etwa Bruttosozialprodukt, Altersstruktur, Einfluss von Gewerkschaften oder religiöse Einstellungen.

Im *induktiven* Forschungsansatz steht hingegen nicht die Hypothesenüberprüfung, sondern die Hypothesengenerierung im Vordergrund. Diese Forschungslogik wird von den meisten komparativen Ansätzen in der Historischen Soziologie vertreten, insbesondere solchen, die mit der induktiven Vergleichslogik von John Stuart Mill arbeiten, welche die Historische Soziologie von den 1970er Jahren an prägt. Man kann sie den »Small-N«-Ansatz nennen, weil es in der Regel nur eine geringe Grundgesamtheit gibt, die sie untersuchen können, etwa politische Revolutionen, Modernisierungswege von Gesellschaften, kollektive Mentalitäten. Wie ihre deduktiven »Brüder« setzen auch sie sich zum Ziel, soziohistorische Phänomene zu erklären, aber sie sind skeptisch gegenüber der deduktiven Erklärungslogik. Dies gilt insbesondere für diejenigen Forschungen, die individualisierende Vergleichstechniken bevorzugen (wie Charles Tilly, der »Historische Institutionalismus« oder die »incorporating comparisons« von Philip McMichael 1990).

In den letzten Jahren hat die Zahl derer zugenommen, die die Historische Soziologie als Ort der *Case Studies*, der Einzelfallstudien ansehen. Sie bewegen sich aus der induktiven Logik in Rich-

tung Idiographie oder können als ›idiographisches Lager‹ der komparativen Historischen Soziologie verstanden werden. Denn sie beleben die idiographische Akzentuierung des Einmaligen und Singulären – aber unter Berücksichtigung des methodischen Vergleichs. Sie teilen also mit den induktiven Ansätzen die komparatistische Methode und mit idiographischen Ansätzen das Erkenntnisinteresse. Aber die »historischen Individuen« werden durch soziohistorische Vergleiche herausgearbeitet und liegen nicht nominalistisch vor aller Begriffsbildung. Der wesentliche methodische Proponent dieser Richtung ist Charles Ragin (1987).

Als weitere spezifische Forschungslogik kann man die *individualisierende* Begriffs- und Theoriebildung (oder kurz: »Idiographie«) nennen, deren Ziel darin besteht, einen Gegenstand in seiner typischen Signifikanz, in seiner Einzigartigkeit zu beschreiben und zu verstehen. Diese Logik stellt gleichsam das gemeinsame Erbe von Hermeneutik und Historismus in der Historischen Soziologie dar und hat daher starke Einwände gegen ein komparatives Vorgehen, denn die Gegenstände sollen eben nicht als Vergleichsfälle, als Elemente von Vergleichsklassen untersucht werden, sondern in ihrer konkreten historischen Singularität und Typizität. Diese Forschungslogik wird von Vertretern der »Weimarer Historischen Soziologie« (vgl. S. 26) repräsentiert, aber auch von heutigen Historischen Soziologen, die sehr stark das Moment des Interpretativen betonen, wie Craig Calhoun (1998) oder William H. Sewell (1996a).

Schließlich sollten noch *Theorien mittlerer Reichweite* genannt werden, die auch in den letzten Jahren zu einer gewissen Renaissance gefunden haben. Sie können als Zeichen der Ernüchterung über zu hohe Ambitionen der Soziologie, insbesondere in ihrer universalisierenden Variante, verstanden werden. Sie setzen sich zum Ziel, die soziologische Theoriebildung an spezifischen Gegenständen zu konsolidieren und damit zu einer gegenstandsbezogenen Theoriebildung, also zu einer stärkeren Integration von Theoriebildung und empirischer Forschung zu gelangen. Dies allein ist natürlich noch nicht ausreichend, diese Logik als eine der Historischen Soziologie spezifischen zu charakterisieren. Aber dieser Ansatz ist eine Liaison eingegangen mit der Strategie der Suche nach Tiefenerklärungen bzw. Mechanismen – ein An-

satz, der zur Zeit auch in verschiedenen Fraktionen der Historischen Soziologie intensiv diskutiert wird. In diese Kategorie sind am ehesten die Historischen Soziologen einzureihen, die in den letzten Jahren ein verstärktes Interesse für die Analyse *soziohistorischer Prozesse* gezeigt haben.

Nicht alle Ansätze der Historischen Soziologie können problemlos in diese Typologie eingeordnet werden. Eine große Komplikation stellt zum Beispiel der »methodologische Ansatz« von Max Weber dar (vgl. S. 22). Dieser ist singulär – man kann von einem »Max-Weber-Paradigma« sprechen. Er weist Spuren von verschiedenen Forschungslogiken auf, ohne deshalb in sich widersprüchlich zu sein. Die genannten Forschungslogiken zeichnen sich des Weiteren dadurch aus, dass sie unterschiedliche Methoden empfehlen und unterschiedliche Erklärungslogiken verfolgen.

2. Erklärungslogiken

Die Historische Soziologie hat das Ziel, Gründe oder Ursachen für soziohistorische Phänomene anzugeben. Sie stellt also Warum-Fragen. Dabei handelt es sich um vier verschiedene kollektive Phänomenklassen, die als Explananda in Frage kommen:

- soziale Gebilde;
- soziale Prozesse;
- allgemeine Regelmäßigkeiten;
- singuläre Ereignisse.

Darüber dürfte weitgehend Konsens bestehen. Ein breites Einverständnis dürfte auch in den letzten Jahren, sieht man von Ausnahmen wie Walter L. Bühl (2003) einmal ab, darüber erzielt worden sein, dass Makroerklärungen als gescheitert betrachtet werden müssen. Aber darüber hinaus gibt es divergierende Vorstellungen über die Erklärungslogiken (vgl. Boudon 1983; Mahoney 2000a). Viele Historische Soziologen, insbesondere jene aus dem komparativen Lager, streben *kausale Erklärungen für eine Vielzahl von Fällen* an. Andere hingegen versuchen, die *historische*

Kontingenz der Phänomene zu berücksichtigen. Sie untersuchen die kontingente Pfadabhängigkeit von historischen Entwicklungen und sozialen Prozessen. Wiederum andere adaptieren den klassischen *deduktiv-nomologischen Ansatz* und erkunden *allgemeine soziohistorische Gesetzmäßigkeiten* oder *mikrologische Tiefenerklärungen*. Eine weitere Gruppe verzichtet auf diesen Erklärungsanspruch und spricht von einer *verstehenden Historischen Soziologie*. Mit anderen Worten: Die Lage in der Historischen Soziologie ist so unübersichtlich und kontrovers wie in der Soziologie oder den Geschichtswissenschaften (vgl. Haussmann 1991; Lorenz 1997) im Allgemeinen.

Zunächst kann man die beiden Grundtypen der *deduktiv-nomologischen* und der *intentionalen* Erklärungen unterscheiden. Daneben gibt es aber eine Familie von genuinen *soziohistorischen Erklärungen*, die sorgfältiger als bisher üblich zu differenzieren sinnvoll ist.

Deduktiv-nomologische Erklärungslogik

Einen Sachverhalt erklären heißt, die Ursachen für diesen Sachverhalt benennen. Aber woran erkennt man, ob etwas die Ursache für einen Sachverhalt ist oder nicht? In der sinnlichen Wahrnehmung können wir keine Ursachen und keine kausalen Relationen feststellen. Das Einzige, was wir wahrnehmen können, ist eine gewisse Regelhaftigkeit und Regularität in der Abfolge von Ereignissen. Eine große wissenschaftstheoretische Tradition folgert deshalb, dass *Kausalität* dann zugeschrieben werden kann, wenn ein Ereignis B immer auf ein Ereignis A folgt. In diesem Fall würde man von einem notwendigen oder gesetzesartigen Zusammenhang von Ereignissen sprechen. Wenn wir also danach fragen, warum sich das Ereignis B zugetragen hat, so müssten wir dieser Tradition zufolge antworten: Ereignis B hat sich zugetragen, weil ihm unmittelbar Ereignis A vorausging, und immer dann, wenn Ereignis A stattfindet, folgt ihm Ereignis B.

Ein singulärer Sachverhalt oder ein singuläres Ereignis (*Explanandum*) werden dadurch erklärt, dass man ein allgemeines Gesetz für dieses Ereignis angibt und die empirischen Randbedingungen spezifiziert, unter denen dieses allgemeine Gesetz gilt.

Sie bilden das *Explanans*, aus denen das Explanandum in einem logischen Argument ableitbar ist. Da das Explanandum erklärt wird durch eine deduktive Ableitung aus dem Explanans, nennt man diese Form der Erklärung die deduktiv-nomologische. Sie bilden zusammen mit der induktiv-statistischen und der deduktiv-statistischen Erklärung die Familie der »Covering-Law-Modelle wissenschaftlicher Erklärung« (vgl. Hempel 1959, 1966). Gegen diese Modelle kann eine Reihe von Einwänden erhoben werden: Der Begriff des »Gesetzes« ist unbestimmt. Die Bedingungen, die in diesem Modell formuliert werden, sind nicht notwendig für Erklärungen, denn viele Erklärungen, die uns unmittelbar einleuchten, können diese Bedingungen nicht erfüllen. Die Bedingungen sind andererseits nicht hinreichend für Erklärungen, denn viele Argumente erfüllen diese Bedingungen, aber wir können sie nicht als Erklärungen akzeptieren. All diese Einwände werden insbesondere in den Geschichts- und Sozialwissenschaften vorgebracht.

Deduktiv-nomologische Erklärungslogiken werden von den generalisierenden und deduktiven Forschungslogiken gefordert. In der Historischen Soziologie haben sie mit Michael Hechter und Edgar Kiser (Kiser/Hechter 1991; Hechter 1992; Kiser 1996; Kiser/Hechter 1998) oder den »Analytic Narratives« (vgl. S. 55) wieder an Einfluss gewonnen. Diese unterscheiden sich aber von älteren Ansätzen in einem Punkt fundamental: Bei den Gesetzen handelt es sich nur noch um *Mikrogesetze*, also um solche Allaussagen, die auf der Basis von Rationalitätspostulaten die Wahl von Handlungssektionen erklären sollen. *Makrogesetze*, also solche Gesetze, die sich auf Entwicklungsverläufe oder strukturelle Eigenschaften von sozialen Phänomenen beziehen, werden hingegen verworfen.

Hermeneutisches Verstehen

»Hermeneutische« oder im weiten Sinne »verstehende Ansätze« spielen in der Soziologie wie in den Geschichtswissenschaften eine traditionell große Rolle. In der Historischen Soziologie findet man sie in allen interpretativen und typologisierenden Ansätzen, insbesondere in der »Weimarer Historischen Soziologie«. Sie

stellen den Widerpart zu den deduktiven Ansätzen dar und betonen in ihren klassischen Konzeptionen von Johann Gustav Droysen und Wilhelm Dilthey den strikten Gegensatz von *Verstehen* und *Erklären*. Das Verstehen von geschichtlichen Abläufen stelle etwas kategorial anderes dar als das Erklären, wie es in den Naturwissenschaften praktiziert werde. In diesen sei ein zu erklärendes Ereignis aus Anfangsbedingungen und Gesetzen ableitbar. Die Geschichte sei aber das Reich der menschlichen Handlungen, und Handlungen seien nur bis zu einem gewissen Grad ableitbar und antizipierbar. Handlungen komme Kontingenz zu – sie können auch immer anders als erwartet ausfallen. Dieser Konzeption zufolge sind auch historische Prozesse grundsätzlich offen. Dem Hermeneuten kommt dann die Aufgabe zu, die historischen Ereignisse und Handlungen *in ihrer Bedeutung* zu rekonstruieren. Sie werden auf die Bedeutung zurückgeführt, die sie für den oder die Handelnden haben. Da diese Bedeutung sich der hermeneutischen Auffassung nach wesentlich aus dem situativen Kontext und der Intention der Handelnden in ihrer jeweiligen Handlungssituation erschließen lässt, die Handlungen also durch Rekurs auf Handlungsintentionen erklärt werden können, wird diese Form der Erklärung auch »intentionale Erklärung« genannt. Soziohistorische Ereignisse werden erklärt durch Rekonstruktion der Intention der beteiligten Individuen bzw. durch die (häufig) nichtintentionalen Folgen ihrer Handlungen. Eine spezifische Form dieser Erklärungsweise stellt das Modell der rationalen Erklärung von William H. Dray (1957) dar, eine andere das Modell der teleologischen Handlungserklärung von Georg Henrik von Wright (1974). Die Probleme der intentionalen bzw. rationalen oder teleologischen Erklärung sind vielfältig. Es seien hier nur zwei größere Problemkreise genannt: Der *erste* betrifft die Frage der Nachweisbarkeit und Rekonstruierbarkeit von Intentionen. Wie stellt man die Intentionen oder die rationalen Handlungsprinzipien fest? Handelt es sich nicht nur um *post-factum*-Rationalisierungen? Und es stellt sich die Frage nach dem situationalen Kontext – wie bestimmt man diesen? Der *zweite* Problemkreis betrifft die Reichweite dieser Erklärungen. Sind Handlungsintentionen ausreichend, um den eigentlichen Gegenstand der Soziologen und Historiker erklären zu können, nämlich soziale Sach-

verhalte? Reicht es beispielsweise aus, die Intentionen der damaligen politischen Führer zu rekonstruieren, um den Beginn des Ersten Weltkrieges zu erklären? Oder wie will man längerfristige Prozesse wie die Bürokratisierung oder die Urbanisierung auf intentionale Prozesse zurückführen?

Soziohistorische Erklärungen I: Kausale Rekonstruktion

Jack Goldstone (1991), der die Staatskrisen des 17. und 18. Jahrhunderts untersucht, also die englische und die französische Gesellschaft, die Etablierung des Tokugawa-Systems in Japan nach 1600, den Zusammenbruch der Ming-Dynastie 1644 in China oder die Krise des Osmanischen Reiches, kommt zu dem Ergebnis, dass sie notwendig mit einer durch demographisches Wachstum induzierten gesellschaftlichen Krise zusammenhängen. Demographisches Wachstum ist also nach Goldstone eine notwendige, wenn auch nicht hinreichende kausale Voraussetzung für die Staatskrisen dieses Zeitraums. Goldstone belässt es aber nicht bei dieser Korrelation, sondern er versucht, die Kausalkette zwischen demographischem Wachstum und Staatskrisen aufzuzeigen: Demographisches Wachstum erhöht die Nachfrage nach Gütern und forciert deshalb Preissteigerungen. Diese können unter gewissen Umständen zu einer Krise der Staatsfinanzen führen, diese wiederum zu wachsenden Spannungen innerhalb der politisch-ökonomischen Eliten sowie zwischen den Eliten und den übrigen Gruppen. Ein kritisches Ereignis, beispielsweise ein Staatsbankrott oder ein militärischer Vorfall, kann diese Situation eskalieren lassen und in eine Staatskrise führen.

Es handelt sich um kausale Rekonstruktionen, die sich zwar allgemeiner, genereller Aussagen über den Zusammenhang zwischen einzelnen Faktoren und Ereignissen bedienen, aber die singuläre Fallgeschichte nachzuzeichnen suchen. Die kausale Rekonstruktion ist darauf gerichtet, die Kausalgeschichte von Ereignisketten oder Prozessen zu erfassen und notwendige und hinreichende Verursachungen zu identifizieren. In der Literatur wird dieses Verfahren »process tracing« genannt. Es verlangt die Identifikation derjenigen Kausalfaktoren, die maßgeblich für die Entwicklung, den Verlauf oder das Ergebnis von Prozessen sind. Die

reichenden Bedingungen verstanden. Die kausale Rekonstruktion stellt die erste Variante genuin soziohistorischer Erklärungen dar. Sie unterscheidet sich von den anderen Varianten in erster Linie durch die Entitäten, denen kausale Wirkungen zugesprochen werden – es sind in der Regel strukturelle oder Makro-Entitäten.

Eine spezifische Spielform der Kausalerklärung stellt die kontrafaktische Erklärung dar, wie sie erstmals bei Max Weber eingesetzt wurde (vgl. S. 24), in den Geschichtswissenschaften und der Historischen Soziologie aber häufig nur in impliziter, selten in expliziter Form angewendet wird (vgl. Blom et al. 1989; Kiser/Levi 1996). Die kontrafaktische Erklärung stellt ›Was wäre, wenn...?‹-Fragen: Was wäre gewesen, wenn Hitler nicht gelebt hätte – wäre es auch dann zum Nationalsozialismus und zum Zweiten Weltkrieg gekommen? Sie neutralisiert oder abstrahiert von Ereignissen oder Sachverhalten, um deren kausale Relevanz einschätzen zu können. Das Problem kontrafaktischer Erklärungen ist identisch mit dem der kausalen Rekonstruktion: Beide setzen im Grunde genommen die regularistische, sich auf Allgemeinheiten erstreckende Kausalitätskonzeption voraus, um singuläre Urteile fällen zu können.

Soziohistorische Erklärungen II: Narrative Erklärung

Die Vertreter der ›narrativen‹ Historischen Soziologie rücken die Temporalität des sozialen Lebens in den Mittelpunkt. Die temporale Ordnung hat in ihren Augen nicht nur deshalb eine grundlegende Bedeutung, weil das soziale Leben temporal geordnet ist, sondern die temporale Ordnung ist maßgeblich für den Sinn, die Bedeutung oder die Kausalität des sozialen Lebens. Wann sich Dinge ereignen, in welcher temporalen Sequenz sie stehen, was auf sie folgt und was ihnen vorangeht, kurz: ihre narrative Ordnung und ihr temporaler Kontext sind entscheidend für ihre Bedeutung. Niemand hat diese Annahme so treffend formuliert wie Michail Gorbatschow an die Adresse der damaligen DDR-Führung: »Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben« – der Zeitpunkt von politischen Entscheidungen entscheidet über ihre Wirksamkeit. Soziohistorische Erklärungen werden in dieser Logik nicht auf der Basis von allgemeinen Gesetzmäßigkeiten ge-

leistet, sondern anhand der Spezifikation und Individualisierung derjenigen Bedingungen, die für ein Ereignis, eine Ereignissequenz oder soziohistorische Phänomene im Allgemeinen im Rahmen einer Narration verantwortlich gemacht werden können. Zeit (und Raum) werden also in diesem Ansatz nicht als bloße Randphänomene betrachtet, sondern als konstitutive Faktoren für die Genese sozialer Prozesse.

In der Literatur werden narrative Erklärungen auch häufig historisch-genetische Erklärungen genannt (vgl. Danto 1980). Sie sind gegenüber den kausal-genetischen oder deduktiv-nomologischen Erklärungen der Natur- und Sozialwissenschaften so zu verstehen, dass nicht direkt von Ursachen auf Wirkungen geschlossen werden kann. Historisch-genetische Erklärungen haben immer eine Fülle von intervenierenden Ereignissen zu berücksichtigen, deren meist recht singuläre Konstellation den Zusammenhang zwischen historischen Ursachen und Folgen plausibel macht. Hermann Lübbe (1977) spricht von singulären Interferenzen nicht-synchroner Prozesse, die ›Geschichte‹ ausmachen. Die explanative Kapazität von Narrationen wird darauf zurückgeführt, dass Erzählungen die verschiedensten Ereignisse synoptisch in einen Gesamtzusammenhang integrieren und damit Prozesse in ihrem Ablauf rekonstruieren können. Sie sind nicht rein deskriptiv, sie fügen nicht Fakten an Fakten und Ereignisse an Ereignisse, sondern sie begründen immanent, weshalb welche Ereignisse wie aneinander anschließen und aufeinander Bezug nehmen. Narrationen sind also nicht nur historische Darstellungs-, sondern auch Erklärungsmittel – so die geschichtstheoretische Tradition von Droysen bis hin zu zeitgenössischen Positionen wie derjenigen von Frank R. Ankersmit (1983).

Der Historische Soziologe wird, wie schon betont, in einem gewissen Sinne zu einem ›Geschichtenerzähler‹, weil er der explanativen Kraft von Narrationen vertraut (vgl. P. Roth 1988). Die Historische Soziologie hat dann die Aufgabe, »new and convincing narratives of eventful sequences« (Sewell 1996b) zu produzieren und dabei besonders solche ereignishaften Sequenzen zu bestimmen, die sozialstrukturelle Transformationen beinhalten. Er verknüpft Ereignisse zu einer Geschichte, die einen Anfang, eine Mitte und ein Ende enthält und einen kohärenten *Plot* offen-

bart. Frühere Ereignisse bedingen spätere, und spätere Ereignisse können durch frühere erklärt werden. Denn Narrationen berichten nicht nur einfach, was sich ereignete oder ereignet, sondern sie verbinden implizit oder explizit die Ereignisse durch kausale, intentionale oder sonstige Verknüpfungen (vgl. Quadagno/Knapp 1992; Haydu 1998).

Soziohistorische Erklärungen III: Mechanismen

In der jüngeren Diskussion der Historischen Soziologie taucht vermehrt der Terminus »Mechanismus« auf. Das hat folgenden Hintergrund: Die Basis für Erklärungen stellt häufig die bivariate oder multivariate Korrelationsanalyse dar. Gegen die Korrelationsanalyse lassen sich verschiedene Einwände erheben, von denen der häufigste besagt, dass sie keine Tiefenerklärung erlaube. Sie zeige nur beobachtbare Zusammenhänge zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen auf, gäbe aber keine kausale Erklärung dafür, wie und warum bestimmte Prozesse zustande kommen. Das verbliebe in einer »black box«. Eine Erklärung soll hingegen durch so genannte »Mechanismen« ermöglicht werden (vgl. Hedström/Swedberg 1998; Petersen 1999), deren Identifikation jenseits statistisch beobachtbarer Kovariationen die kausale Genese von soziohistorischen Sachverhalten klären und damit die »black box« erhellen soll.

Übereinstimmung dürfte darin bestehen, dass es sich um *kausale* Mechanismen handelt. Darüber hinaus aber gibt es unter den Proponenten keinen weiteren Konsens darüber, was es mit den Mechanismen auf sich hat (vgl. Mahoney 2001). Handelt es sich um reale Prozesse, um Theorien oder um Hypothesen über dieselben? Und wie kann man sie identifizieren? So werden sie von den einen in einer schlichten Erweiterung der Korrelationsanalyse als eine intervenierende Variable eingeführt, die erklären soll, wieso eine Korrelation überhaupt existiert: »A complete explanation also must specify a mechanism that describes the process by which one variable influences the other, in other words, how it is that X produces Y« (Kiser/Hechter 1991: 5). Die Mechanismen werden dann also nach wie vor durch Korrelationsanalysen identifiziert. Von anderen werden sie hingegen in erster Linie als An-

wörter für Theorien bzw. Erklärungen mittlerer Reichweite aufgefasst, sie sind »bits of sometimes true theory« (Stinchcombe 1998: 267) und werden als Alternative zu allgemeinen Gesetzmäßigkeiten aufgefasst. Hierfür mag stellvertretend das Konzept von Jon Elster stehen: »[...] I argue that the basic concept in the social sciences should be that of a mechanism rather than of a theory. In my opinion, the social sciences are light years away from the stage at which it will be possible to formulate general-law-like regularities about human behavior. Instead, we should concentrate on specifying small and medium-sized mechanisms for human action and interaction – plausible, frequently observed ways in which things happen« (1989: VIII). Die Mechanismen werden somit gegen das nomologische Erklärungskonzept in Stellung gebracht. Man kann dies als Symptom für die Ernüchterung sozialwissenschaftlicher Erklärungsansprüche auffassen.

Es gibt schließlich eine dritte Auffassung von Mechanismen. Danach füllen Mechanismen nicht nur eine Lücke in der normalen Erklärungslogik aus, sondern stellen eine grundsätzliche Alternative zu Korrelationsanalysen dar, da sie mit einem Wechsel von einer *empirischen* hin zu einer *realistischen* Wissenschaftstheorie verbunden sind. Mechanismen sind reale, aber nicht wahrnehmbare Entitäten, deren Vorliegen nicht nur bestimmte Prozesse wahrscheinlicher macht, sondern völlig ausreicht, damit diese kausal verursacht werden. Eine solche Auffassung wird z.B. von George Steinmetz vertreten: »Within critical realism, a law is not a constant conjunction of events, but the characteristic pattern of activity, or tendency, of a mechanism. More specifically, real structures possess causal powers which, when triggered or realized, act with natural necessity and universality as generative mechanisms« (1998: 177f.).

Bei Mechanismen handelt es sich nicht um einmalige, singuläre Sachverhalte, sondern um allgemeine Muster von Verursachung, die – so die Annahme – unter spezifischen Bedingungen analoge Kausalketten generieren können. Es sind in dieser Lesart konditionale Allaussagen, die nur deshalb keine Gesetzesform annehmen, weil die Bedingungen ungeklärt sind, unter denen sie auftreten. Eine solche Erklärung kann also lauten: »Wenn die Bedingungen A, B, C...N erfüllt sind, dann bedingt X den Faktor Y«,

wobei X den Mechanismus benennt und Y das kausal bedingte Resultat. Damit stehen zwei Aufgaben an: Die Identifikation *der Mechanismen* und die Identifikation *der Bedingungen*, unter denen diese Mechanismen auftreten und spezifische Kausalketten in Gang setzen. Die Forschung zur zweiten Frage hat kaum erst begonnen.

Was aber die Mechanismen selbst angeht, so erhält man häufig die sowieso schon immer genannten Entitäten. Für Proponenten der Mikrosoziologie sind es beispielsweise Rationalannahmen oder Nutzenfunktionen von Akteuren, für makrosoziologisch argumentierende Vertreter sind es strukturelle Entitäten, beispielsweise Reproduktionserfordernisse. Auf der inhaltlichen Ebene werden also die Mechanismen mit denjenigen unbeobachtbaren Entitäten aufgefüllt, die sowieso schon immer zur Erklärung herangezogen werden. Aber müssen Mechanismen auf mikro- oder makrologischer Ebene verortet werden? Es gibt eine dritte Option, und diese stellt eine Innovation dar: Beispielsweise versuchen Historische Soziologen die Genese und Intensität von nationalistischen Konflikten durch das Ausmaß der Konkurrenz unter ethnischen Entrepreneuren zu erklären. Die Konkurrenz um politische Revenuen könnte also den Mechanismus für die Erklärung der Genese und der Intensität von nationalistischen Konflikten darstellen. Andere Beispiele sind der von Norbert Elias (1997) untersuchte »Königsmechanismus« in der absolutistischen Gesellschaft oder der von Charles Tilly (vgl. Kap. V/1) analysierte Mechanismus der Polarisierung. Diese Beispiele zeigen, um was es sich trotz aller Metaphorik bei Mechanismen handeln könnte: Um *soziale Konfigurationen*, die auf soziale Ereignisse gleichsam »mechanisch« einwirken, sie bestimmten Transformationen aussetzen und spezifische Prozesse einleiten.

Soziohistorische Erklärungen IV: Genetische Erklärung

Eine vierte Form soziohistorischer Erklärungen repräsentiert die Zurichtung des deduktiv-nomologischen Ansatzes für die Zwecke der Untersuchung von soziohistorischen Prozessen. Weder Carl G. Hempel (1904-1997) noch Karl R. Popper (vgl. Hempel 1966; Popper 1974) haben behauptet, dass soziohistorische Prozesse

durch Makrogesetze erklärt werden können. Im Gegenteil – auch hier müssen mikrologische Ableitungen vorgenommen werden. Nun ist es in der Regel nicht die Aufgabe der Soziologie und der Geschichtswissenschaften, einmalige isolierte Ereignisse oder Sachverhalte, sondern soziale Prozesse bzw. die Genese von sozialen Phänomenen transparent zu machen und zu erklären. In beiden Wissenschaften stellen *strukturelle Zusammenhänge* in der Regel das Explanandum dar. In diesem Fall sprechen die Vertreter dieser wissenschaftstheoretischen Fraktion von einer »genetischen Erklärung«, welche die Genese eines sozialen Phänomens aufzeigen soll. Ein komplexes Phänomen wird in verschiedene Komponenten aufgeteilt, in eine Serie von einzelnen, ihrerseits komplexen Erklärungsatomen. Die einzelnen Atome, also einzelne soziale Ereignisse, Geschehnisse oder Situationen, können – so die Modellannahme – deduktiv-nomologisch oder induktiv-statistisch hergeleitet werden. Dies gilt aber nicht für den Gesamtprozess von seinen Anfängen bis zu seinen Resultaten als solchen. Genetische Erklärungen unterscheiden sich von den mechanistischen Erklärungen nur durch die Entitäten, mit Hilfe derer Tiefenerklärungen geleistet werden sollen. Bei den *genetischen Erklärungen* handelt es sich, wie etwa in dem Modell der soziologischen Erklärung von Hartmut Esser (1993), um Situations- und Selektionslogiken von Akteuren, bei den *mechanistischen* Erklärungen eben um Mechanismen.

Soziohistorische Erklärungen?

Es lassen sich die verschiedenen Erklärungslogiken unter folgende Erklärungsstrategien subsumieren:

- *covering law*: logische Ableitung eines Explanandums aus einem Explanans;
- *bottom-up*: Erklärung von Ereignissen, Prozessen oder Strukturen durch Reduktion auf Aussagen über die Eigenschaften von Mikroelementen (Handlungen oder Akteure), die ihrerseits wiederum verstehend (auf den sozialen Sinn bezogen) oder reduktionistisch angelegt sein können;
- *top-down*: Erklärung von Ereignissen, Prozessen oder Struktu-

ren durch deren strukturelle oder funktionale Stellung in einem Ganzen.

Schließlich gibt es noch eine eigene Familie genuiner soziohistorischer Erklärungsformen. Sie versuchen, den temporalen und prozessualen Aspekt stärker zu berücksichtigen:

- *soziohistorische Erklärungen*: Selektive Erklärung von Ereignissen, Prozessen oder Strukturen durch Makroentitäten (*kausale* Erklärung), durch Ereignissequenzen (*narrative* Erklärung), durch Mechanismen (*Mechanismen*-Erklärung) oder durch Mikrofundierungen (*genetische* Erklärung).

Man trifft also auch in der Historischen Soziologie nur auf ›alte Bekannte‹ mit ihren schon häufig diskutierten Vorzügen und Nachteilen – mit Ausnahme der letztgenannten Strategie der diversen soziohistorischen Erklärungsprogramme, die aber je nach Formulierung auch mit den drei erstgenannten Strategien durchaus kompatibel sein können. Es ist bei der Rekonstruktion offenkundig geworden, dass sich trotz unterschiedlicher methodologischer Anfangsprämissen ein gemeinsames Erklärungsmodell abzeichnen könnte (vgl. Kap. IV/5).

3. Methoden

Die Historische Soziologie spiegelt in sich nicht nur die hohe Varianz der Erklärungsmodelle der Allgemeinen Soziologie wider, sondern auch deren methodischen Reichtum. Allerdings ist eine große Ausnahme festzustellen: Die komparative Methode oder der soziohistorische Vergleich überragt alle anderen bei weitem und stellt die *zentrale Methode* der Historischen Soziologie schlechthin dar. Und mehr noch: In der Soziologie gilt es als ausgemacht, dass auf dem Gebiet der Methoden zwei große Lager trotz aller Kompatibilitäten und Triangulationen mehr oder weniger unverbunden nebeneinander stehen – die quantitative und die qualitative Sozialforschung. Mit einer gewissen Berechtigung

kann man die komparative Methode, wie sie in der Historischen Soziologie betrieben wird, als die *dritte* große Richtung der Sozialforschung betrachten, welche sich von den beiden anderen grundsätzlich unterscheidet. Die komparative Historische Soziologie hat es vornehmlich nicht mit konkreten Individuen und deren gesellschaftlicher Lage zu tun, sondern mit ›historischen Individuen‹ und deren temporaler Verknüpfung.

»Large-N« und interpretative Methoden

Aber zunächst sind auch in der Historischen Soziologie die beiden ›normalen‹ Richtungen der quantitativen und qualitativen Sozialforschung vertreten. Wir können sie deshalb an dieser Stelle stark verkürzt abhandeln, da es sich nicht um *spezifische* Methoden der Historischen Soziologie handelt. Natürlich spielt der Umstand eine zentrale Rolle, dass die Datenerhebung selbst in der Regel eine gänzlich andere ist – nicht Individuen, sondern Quellen und Relikte müssen befragt werden. *Quantitative* Methoden zielen auf Kausalerklärungen ab, indem sie mit Hilfe von bivariaten oder multivariaten Techniken Korrelationen zwischen Variablen feststellen. Lineare Kausalitäten werden auf Korrelationen zurückgeführt. Da es sich bei bi- und multivariaten Analysen um statistische Verfahren handelt, gelangt man zu *probabilistischen* Aussagen über die Dinge. Dies unterscheidet sie von den komparativen Analysetechniken, auf die wir im nächsten Abschnitt zu sprechen kommen, die, wie etwa Mills quasi-experimentelle Induktionen, in der Regel deterministische Zusammenhänge zwischen Faktoren unterstellen (vgl. Lieberman 1992, 1994). Im Sprachgebrauch der Historischen Soziologie nennt man die quantitativen Analysetechniken »Large-N«-Methoden. Sie dienen der Hypothesenüberprüfung und setzen daher statistisch signifikante große Grundgesamtheiten voraus.

Interpretative, also *qualitative* Verfahren zielen hingegen darauf ab, dass Handeln von historischen Akteuren, von Caesar oder Bismarck oder Martin Guerre (vgl. Davis 1983) zu interpretieren, indem man sich die Situationen und strukturellen Bedingungen analytisch zu vergegenwärtigen sucht, unter denen diese handel-

ten. Auf die grundsätzlichen methodischen Probleme einer Hermeneutik vergangener oder fremder Kulturen können wir hier nicht näher eingehen.

Soziohistorischer Vergleich

Die komparative Historische Soziologie, manchmal auch kurz komparative Makrosoziologie oder einfach nur »macro-causal analysis« genannt, stellt den größten »Ast am Baume« der Historischen Soziologie dar. Der Vergleich ist die am weitesten verbreitete Methode, und die Historische Soziologie stellt den »Hort« der vergleichenden Methodologie dar. Ja, man könnte fragen, ob sich überhaupt ein (historisches) Phänomen wissenschaftlich studieren lässt, wenn man es nicht implizit oder explizit mit anderen vergleicht. Denn jede Frage nach dem, was X ist, führt dazu, dass man X mit Y oder Z vergleicht. In diesem banalen Sinne ist die Soziologie immer vergleichend. Auch jede statistische Analyse arbeitet stets mit mehreren Fällen, deren Gemeinsamkeiten oder Unterschiede etwa zur Berechnung von statistischen Kennwerten benutzt werden. Dennoch wird man dieses *implizite* Verständnis einer *expliziten* komparativen Methodik gegenüber stellen wollen. In diesem Sinne stellt die Komparation eine genuine Methodik dar, die häufig von makrosoziologischen Untersuchungen eingesetzt wird, um etwa die Entwicklungsverläufe von Gesellschaften, Kulturen, Organisationen oder sonstigen Einheiten miteinander zu kontrastieren. In einem weiteren Sinne aber ist der Vergleich nicht eine einfache Methode unter anderen, sondern, wenn man so will, eine »Meta-Methode«, die mit unterschiedlichen Techniken, auf unterschiedlichen Aggregationsniveaus und mit unterschiedlichen Zielsetzungen arbeitet. Er kann stärker generalisierend oder stärker individualisierend eingesetzt werden, er kann sich quantitativer oder qualitativer Techniken bedienen. In einen soziohistorischen Vergleich können also Ergebnisse einfließen, die mit ganz unterschiedlichen Techniken gewonnen werden.

Dies zeigt sich an einer klassischen Studie. Theda Skocpol untersucht in »States and Social Revolutions« (1979), welche gesellschaftlichen Strukturen Bedingung für den Ausbruch sozialer Revolutionen sind. Ihr Ziel ist der Nachweis von kausalen Bedin-

gungsverhältnissen. Sie sucht diejenigen Faktoren zu identifizieren, die in Frankreich, China und Russland 1917 zu einer Revolution geführt haben, und will nachweisen, dass in den »negativen« Fällen (Preußen, England, Japan), in denen Revolutionen ausblieben, bestimmte dieser Faktoren nicht nachzuweisen sind. Sie identifiziert zwei hauptsächliche Ursachen für die Entstehung von Revolutionen: »I have argued that (1) state organizations susceptible to administrative and military collapse when subjected to intensified pressures from more developed countries from abroad and (2) agrarian sociopolitical structures that facilitated widespread peasant revolts against landlords were, taken together, the sufficient distinctive causes of social-revolutionary situations commencing in France, 1789, Russia, 1917, and China, 1911« (ebd.: 154).

In ihrer Analyse arbeitet Skocpol mit unterschiedlichen Vergleichstechniken (vgl. Mahoney 1999). Sie selbst nennt die »method of agreement« und die »method of difference« von John Stuart Mill (1806-1873) (vgl. Mill 1967). Mit der einen identifiziert sie diejenigen Faktoren, die ihres Erachtens kausal verantwortlich für das Entstehen von Revolutionen sind, mit der anderen versucht sie das Fehlen dieser Faktoren in den negativen Fällen nachzuweisen. Diese beiden klassischen Vergleichstechniken sind *nominaler* Art. Daneben benutzt Skocpol aber uneingestandenmaßen noch eine *ordinale* Vergleichstechnik, die Mills »method of concomitant variation« ähnelt. Und schließlich gibt es »böse« Zungen, die behaupten, ihre Studie wäre nicht instruktiv ob der verwendeten Vergleichstechniken, sondern aufgrund der Erzählung der einzelnen Revolutionen selbst: sie biete einleuchtende Narrationen an. Halten wir also fest: In Skocpols soziohistorischen Vergleich fließen verschiedene Vergleichstechniken, aber auch Narrationen von historischen Einzelfällen ein.

Auf eine Darstellung der *ordinalen*, also durch Rangordnungen konstituierten Vergleichstechnik muss an dieser Stelle verzichtet werden. Kommen wir aber auf die nominalen Techniken zu sprechen. Schon die proto-soziologischen Klassiker wie die Schottischen Moralphilosophen (John Millar, Adam Ferguson oder Adam Smith), wie Baron de Montesquieu oder Alexis de Tocqueville benutzten diese Methodik in einer extensiven Weise. Auch

stellt der soziohistorische Vergleich beileibe kein Refugium der Soziologie dar. Spätestens mit Marc Blochs Untersuchung über die feudale Gesellschaftsordnung (Bloch 1969) gehört er zum zentralen methodischen Instrumentarium der geschichtswissenschaftlichen Forschung, und als Soziologe muss man neidvoll anerkennen, dass die Diskussionen der Historiker denjenigen der Historischen Soziologen an Raffinesse (vgl. Haupt/Kocka 1996; Kaelble/Schriewer 1999, 2001) und Problembewusstsein (vgl. Welskopp 1995; Osterhammel 2001) überlegen sind.

Eine erste logische Konsolidierung ist John Stuart Mill zu verdanken. Mills Vergleichslogik dient in der heutigen Soziologie trotz aller Kritik (z.B. von Buroway 1989; Arts/Halman 1999) noch immer häufig als Maßstab. Mill versteht die verschiedenen Techniken der komparativen Methode als quasi-experimentelle Methoden. Für diejenigen Wissenschaften, die, aus welchen Gründen auch immer, auf Experimente verzichten müssen, stellen sie die wesentliche Methodik einer induktiven Forschungsstrategie dar (obwohl umstritten ist, ob Mill sie auch als für die Sozialwissenschaften geeignet angesehen hat). Vor allem zwei der von Mill aufgezeigten Vergleichstechniken sind für die Historische Soziologie von Interesse, die »method of agreement« und die »method of difference« (Neben diesen beiden Methoden benennt Mill (1967) noch die »method of residues«, die Restmethode, und die »method of concomitant variations«, die aber für die Historische Soziologie weniger von Interesse sind). Beide setzen ein bestimmtes Prinzip der Kausalität voraus, welches heißt: ›Wenn A, dann B, und wenn B, dann A‹. Diesem Prinzip der Kausalität zufolge können also zwei Ereignisse, Dinge oder Aspekte der Realität A und B als Ursache und Wirkung bezeichnet werden, wenn A notwendigerweise B vorausgeht und B notwendigerweise auf A folgt.

Die Methode der Übereinstimmung (»method of agreement«) ist die einfachste, aber auch problematischste unter ihnen. Sie postuliert Folgendes: Man untersucht Faktorenbündel, die für zwei oder mehrere Fälle ($x_1, x_2 \dots x_n$) eines Phänomens Y verantwortlich sein können. Wenn sich herausstellt, dass in den Faktorenbündeln ein oder mehrere Faktoren übereinstimmen, dann

können sie als die Ursache des Phänomens betrachtet werden. Oder formal beschrieben:

»Method of agreement«

Fall x_1	Fall x_2	Fall x_3
a	b	c
d	e	f
g	g	g
y	y	y

Man stellt fest, dass der Faktor g in allen Fällen vorliegt, während die anderen Faktoren nur wahlweise auftreten und entsprechend eliminiert werden können. Der Faktor g und das zu analysierende Phänomen Y scheinen eine invariante kausale Beziehung darzustellen. Die »method of agreement« ist also eine Methode, der es um die Eliminierung von Scheinursachen und um die Feststellung von invarianten Beziehungen geht. Aber ihre Schwächen liegen auf der Hand. Zunächst einmal müsste man überprüfen, ob auch die umgekehrte Relation »non-g bedingt non-Y« gilt, ob also nicht nur eine positive, sondern auch eine negative Korrelation vorliegt. Aber auch dann stellt sich noch immer die Frage, ob nicht andere kausale Faktoren oder Faktorenverknüpfungen übersehen werden. Oder ob es nicht unidentifizierte Faktoren gibt, die sowohl für g wie für Y kausal verantwortlich gemacht werden können. Das größte Problem stellt jedoch die Frage der multiplen Kausalität dar, dass also verschieden kombinierte Faktoren ein Ergebnis in unterschiedlicher und eben nicht in übereinstimmender Weise verursachen können.

Die Methode des Unterschieds (»method of difference«) besteht in einer doppelten Anwendung der Methode der Übereinstimmung. Sie benutzt im Unterschied zu dieser jedoch negative und nicht nur positive Korrelationen. Nehmen wir an, ein Historischer Soziologe stellt fest, dass Y von a, b, c und d verursacht wird. Um dieses Ergebnis zu kontrollieren, wendet er sich in einem zweiten Schritt negativen Fällen zu, also Fällen, in denen Y nicht auftritt. Wenn non-Y dabei immer korreliert mit der Abwe-

senheit eines Faktors d, der bei den positiven Fällen auftritt, dann kann davon ausgegangen werden, dass d ein Teil der Ursache für Y ist.

»Method of difference«

Fall x_1	Fall x_2
a	a
b	b
c	c
d	nicht d
y	nicht y

Die Methode des Unterschieds kommt zu einer Schlussfolgerung, indem sie negative Fälle und negative Faktoren eliminiert. Faktoren, welche sowohl bei negativen wie bei positiven Fällen vorliegen, können die Verschiedenheit der Ergebnisse nicht erklären, sondern nur solche Faktoren, die in den positiven Fällen auftreten, in den negativen Fällen nicht. Die Methode des Unterschieds kann auch zur Kontrolle von konkurrierenden Hypothesen eingesetzt werden. Wenn die Hypothese lautet, dass a die Ursache von Y sei, es sich aber auch Fälle nachweisen lassen, wo zwar a, aber nicht Y auftritt, dann kann diese Hypothese als widerlegt gelten. Aber auch diese Technik weist natürlich Probleme auf, wobei das größte wiederum die multiple Kausalität darstellt.

Beide Vergleichstechniken sind *nominaler* Art. Sie benutzen Kategorien, die sowohl exhaustiv (alle Fälle müssen einer Kategorie angehören) als auch exklusiv (alle Fälle können nur einer Kategorie angehören) sind. Beide setzen zudem ein deterministisches Kausalverständnis voraus. Die »method of agreement« dient dazu, *notwendige* Ursachen zu identifizieren, während die »method of difference« *hinreichende* Ursachen aufdeckt. Auch die von Charles Ragin (1987) empfohlene Vergleichstechnik, die auf der Basis der Boole'schen Algebra arbeitet, kann als eine Methode betrachtet werden, die eine deterministische Kausalität unterstellt (vgl. Mahoney 2003: 343). Diese Methode setzt sich zum Ziel, verschiedene Kombinationen von Variablen als hinreichende Ursache für Explananda zu entdecken. Sie ist also nicht wie die Me-

thoden der Übereinstimmung bzw. der Differenz darauf festgelegt, *singuläre* Variablen als unabhängige Variablen zu bestimmen, sondern sie geht von Variablenkombinationen aus. Damit versucht Ragin, eine Methode zu entwickeln, die die multiple Kausalität der Phänomene zu berücksichtigen in der Lage ist. Das »Small-N«-Problem herkömmlicher Komparatistiken soll gelindert werden, indem zwischen den einzelnen Fällen ein Maximum an Vergleichsoperationen hergestellt wird.

Eine probabilistisch orientierte Methode wird hingegen in der »Fuzzy Set Social Science« von Ragin (2000) diskutiert. Der Gebrauch von »Fuzzy Sets« ermöglicht es, Fälle nicht nur allgemein einer Kategorie zuzuordnen, sondern Grade der Zuordnung zuzulassen und dadurch wesentlich feinkörnigere Vergleichsoperationen zu erreichen als bisher möglich. So können beispielsweise Staaten nicht nur unter die Kategorien »Sozialstaat« oder »Non-Sozialstaat« subsumiert werden, sondern es können Grade von 0 bis 1 formuliert werden, hinsichtlich derer sie diesen Kategorien zuzuordnen sind. Die »Fuzzy Set Social Science« soll Korrelationsanalysen ersetzen, die mit zu starken Annahmen hinsichtlich der Homogenität der Fälle und der linearen Verursachung operieren.

Man kann grob zwei Formen der kausalen Komparatistik unterscheiden (vgl. Ragin 1987). Der *generalisierende* (oder konvergente) Vergleich untersucht die Beziehung zwischen Variablen in verschiedenen Fällen. Sein Ziel besteht darin, zu generellen Aussagen über die Kausalzusammenhänge zwischen Variablen von einzelnen Fällen zu kommen. »Generalisierung« heißt hier nicht, wie in den universalisierenden, variablen-orientierten Methoden, eine Generalisierung von Aussagen über die Beziehung zwischen Variablen, sondern die Generalisierung von Aussagen über einzelne Fälle. Der *individualisierende* Vergleich, auch divergenter oder kontrast-orientierter Vergleich genannt, betrachtet hingegen in erster Linie die Fälle als solche. Er bezweckt, »historische Individuen« miteinander zu vergleichen und setzt sich zum Ziel, diese in ihrer individuellen Konkretheit zu betrachten. Theorien können dann eine andere Funktion haben als in den generalisierenden Ansätzen, denn sie dienen nicht der Deduktion von zu prüfenden Hypothesen, sondern der Aufschlüsselung und Explo-

ration der Fälle. Vergleiche können also dazu dienen, ein Allgemeines zu finden oder die Individualität des Verglichenen schärfer zu fassen – so schon klassisch Otto Hintze (1964).

Typisch für die generalisierende Variante sind die Untersuchungen von Barrington Moore (vgl. S. 37) oder Theda Skocpol (s. S. 76). Prominente Beispiele für die individualisierende Variante liegen in der lange Zeit von Soziologen und Historikern untersuchten Frage vor, ob das politische System in Deutschland im Vergleich mit anderen westlichen Ländern einen Sonderweg in seiner Entwicklung genommen hat. Auch die berühmte Frage von Max Weber: »Welche Verkettung von Umständen hat dazu geführt, dass gerade auf dem Boden des Okzidents, und nur hier, Kulturerscheinungen auftraten, welche doch – wie wenigstens wir uns gern vorstellen – in einer Entwicklungsrichtung von *universal* Bedeutung und Gültigkeit lagen?« (1988e: 1), stellt eine typisch individualisierende Vergleichsfrage dar. Besonders prominente Beispiele individualisierender Historischer Soziologie finden sich in den Arbeiten von Charles Tilly (vgl. S. 35) oder Reinhard Bendix (1977, 1978). Jüngere Versuche, den individualisierenden Vergleich insbesondere in methodischer Hinsicht zu verfeinern, liegen in Gestalt der »Qualitative Comparative Analysis« (QCA) vor (vgl. Ragin 1987).

Die Unterscheidung zwischen generalisierendem und individualisierendem Vergleich lässt sich selbstverständlich noch weiter ausdifferenzieren. Antoon A. Van den Braembussche (1989) differenziert zwischen fünf verschiedenen Vergleichsformen: den kontrastierenden, generalisierenden, universalisierenden, inklusiven und makrokausalen Vergleich. Vielbeachtet ist auch die Kategorisierung von Charles Tilly (1984). In einem zweidimensionalen Feld trägt er auf der einen Achse die *Zahl*, auf der anderen Seite die *Komplexität* der untersuchten Fälle ein und kommt dabei zu folgender Kreuztabellierung:

- der *individualisierende* Vergleich: nimmt die Spezifizierung wenigstens *einer Variable* in mindestens *zwei Fällen* vor;
- der *umfassende* Vergleich (»encompassing comparison«): arbeitet möglichst *alle konstitutiven Elemente* für *einen Fall* aus;

- der *generalisierende* Vergleich: nimmt die Spezifizierung wenigstens *einer Variable* in möglichst vielen Fällen vor;
- der *variationsorientierte* Vergleich: arbeitet möglichst *viele Variablen* in vielen Fällen ab.

Es ist offensichtlich, dass diese Formen nicht eindeutig voneinander abgrenzbar sind und durchaus in der Forschung auch miteinander kombiniert werden können. Alle Vorgehensweisen haben aber auch ihre Probleme: Wie bestimmt man die Fälle? Es wird vorausgesetzt, dass es distinkte, singuläre Entitäten wie beispielsweise Nationen, Staaten, Gesellschaften, Wirtschaftssysteme, Revolutionen, Soziale Bewegungen, Mentalitäten oder andere makro- oder mikrosoziale Einheiten gibt, die in Bezug zueinander gesetzt werden können. Können die einzelnen Fälle überhaupt sinnvoll miteinander verglichen werden? Handelt es sich nicht um »historische Individuen«, die, wenn sie hinreichend konkretisiert werden, in einem unvergleichlichen Netz singulärer Beziehungen eingebettet sind? Der Forscher ist versucht, sich in der inneren Unendlichkeit seines Falls zu verlieren und theoretische Fragen und Problemstellungen außen vor zu lassen.

In der variablen-orientierten Vorgehensweise besteht das Problem in der Reliabilität der Begriffe und Variablen, die man als »tertium comparationis« bestimmt. Inwiefern können sie als Vergleichsgesichtspunkte dienen? Geht nicht der Bezug auf Fälle verloren, die als Gegenstand durch eine rein analytische Material- und Datenbasis ersetzt werden? Die historische Individualität der Ereignisse und Konstellationen wird ausgeschaltet, sie werden zu Variablen verdichtet. Einen in dieser Hinsicht extremen Standpunkt vertreten solche Historischen Soziologen, die nach generellen bzw. universalen kausalen Regel- bzw. Gesetzmäßigkeiten suchen (so z.B. Kiser/Hechter 1991). Dies würde zwar eingestandenmaßen zu »some loss of descriptive accuracy« (ebd.: 21) führen, aber das sei nun einmal der Preis, der zu bezahlen ist. Der individualisierende Theoretiker würde hierauf entgegnen, dass es nicht um »descriptive accuracy« geht, sondern um eine adäquate Erklärung der spezifischen Konstellationen.

Wie jede Sozialforschung, so ist auch die komparative Histori-

sche Soziologie von einer Vielzahl von theoretischen und methodischen Entscheidungen abhängig (vgl. Sartori 1991; Sewell 1998; Spohn 1998b). Sie betreffen in erster Linie das Erkenntnisziel und die Forschungslogik: Was soll mit dem Vergleich erreicht werden? Davon abhängig ist die Anzahl sowie die Auswahl der Vergleichsfälle. Zieht man diachrone oder synchrone Vergleiche, d.h. vergleicht man Fälle unterschiedlicher Zeiten oder Epochen oder achtet man auf eine gewisse Gleichzeitigkeit? Führt man Partial- oder Totalvergleiche, symmetrische oder asymmetrische Vergleiche? Und schließlich: Wieso dienen Vergleiche in der Regel nur dazu, Gleiches, Ähnliches oder Unterschiedliches zu identifizieren? Eine andere Möglichkeit bietet die Funktionalanalyse an, in der es darum geht, soziohistorische Phänomene als spezifische Lösungen spezifischer Probleme zu begreifen und dann die Vergleichbarkeit dieser Phänomene auf der Basis der Frage zu organisieren, inwiefern und wie sie diese Probleme lösen. Dieser funktionale Vergleich wird aber nur von der »Systemtheorie« Niklas Luhmanns nachhaltig eingesetzt (vgl. S. 45). All dies sind für den Forschungsverlauf selbst wichtige Entscheidungsstationen. Aber substantieller als diese Probleme stellen sich vier zentrale Fragestellungen dar, die den Wert und die Stellung der vergleichenden Methode selbst betreffen:

Comparison and singularity: Alle Objekte, die man vergleicht, sind historisch singulär. Sie haben eine singuläre Geschichte, einen singulären Entstehungszusammenhang und stehen in singulären Beziehungen zur ihrer soziohistorischen Umwelt. Durch die Operationen des Vergleichens werden diese Objekte aber zunächst einmal gleich gesetzt und einer gemeinsamen Kategorie subsumiert. Jeder Vergleichsoperation ist ein reifizierendes, artifizielles Momentum inhärent. Jeder methodische Vergleich muss sich diesem Problem stellen.

»Small-N«: Das »Small-N«-Problem besteht darin, dass in aller Regel die Einheiten, die man untersuchen kann, nur in einer geringen Zahl vorkommen (vgl. Mahoney 2000c). Nach Goldthorpe (2000: 52) besteht das Problem genauer noch darin, dass die schmale Grundgesamtheit keine hinreichenden Informationen bietet, um die anspruchsvollen Fragen Historischer Soziologie beantworten zu können. Und dennoch wird auf der Basis von

»Small-N«-Daten auf »big conclusions« geschlossen, wie ein ironischer Einwurf lautet (vgl. Liebersson 1992). Dieses Problem betrifft insbesondere die makrosoziologische komparative Soziologie. Im Unterschied zu Individuen, die zu großen Klassen aggregiert werden können (Studenten, Wähler, Einwohner etc.), bleiben Revolutionen, Staaten, Nationen, Modernisierungspfade etc. dauerhaft eine relativ schmale Datenbasis.

»Galton's Problem«: Damit ist die Frage betroffen, ob die Vergleichsfälle voneinander unabhängig sind oder nicht. Nur selten ist die Lage so einfach wie in dem von Marc Bloch (1969) analysierten Beispiel, dass die westeuropäischen Gesellschaften des Hochmittelalters und die gleichzeitige japanische Gesellschaft eine hohe »äquifunktionale« Strukturähnlichkeit aufweisen, obwohl sie sich wechselseitig nicht beeinflussten. Beide können unter das gemeinsame Etikett des Feudalismus subsumiert werden. Wenn man hingegen die japanische und die westeuropäische Gesellschaft des 20. Jahrhunderts miteinander vergleicht, so kann man nicht mehr von gleichsam autochthonen Exemplaren ausgehen, denn es ist gewiss, dass sich die Strukturen durch wechselseitige Beziehungen beeinflussen und konstituieren. Wenn also Diffusionen oder sonstige Prozesse verantwortlich für die Eigenschaften der Vergleichsfälle sind, dann ist es wohl sinnvoller, diese Prozesse zu untersuchen – eine Folgerung, die im Rahmen der »Weltsystemanalyse« (vgl. S. 43) gezogen wird. *Galton's Problem* untergräbt tendenziell die Vergleichslogik, insbesondere diejenige des generalisierenden Vergleichs.

Black box-Problem: Dieses ist das zentrale Problem der soziologischen Komparatistik überhaupt. Es besteht darin, dass uns soziologische Analysen nicht darüber informieren, was in einem Fall vor sich geht und welche Prozesse sich dort abspielen. So mögen beispielsweise Revolutionen hinsichtlich ihrer unabhängigen Variablen hinreichend untersucht sein und wir könnten wissen, welcher Input zu welchem Output führt – die Revolution selbst aber bleibt in ihrer kausalen Genese und Entwicklung eine »black box«. Oder um auf die Untersuchung von Theda Skocpol (1979) zurück zu kommen: Viele Historische Soziologen finden ihre Studien nicht deshalb impressiv, weil sie ordinale oder nominale Vergleichstechniken anwendet, sondern weil sie meister-

hafte Narrationen über den Hergang der verschiedenen Revolutionen einbezieht. Die induktive Vergleichsmethodik ist nicht in der Lage, die prozessuale Entwicklung über die Zeit hinweg in den einzelnen Fällen zu verfolgen. Wenn sie dies tut, dann steht die Narration außerhalb des methodischen Vergleichs.

Narrationsanalysen

Nicht der systematische Vergleich von einzelnen Revolutionen, sondern deren Narration trägt wider Willen die eigentliche explanative Last in der Arbeit von Theda Skocpol (1979) – so sehen es zumindest manche Rezensenten. Obwohl Skocpol die Narrationen nur als einführendes Beiwerk und nicht als eine methodische Strategie versteht, erhellt sie narrativ die verschiedenen Strukturmuster, denen die von ihr analysierten Revolutionen folgen. Sie stellt Revolutionen als das Ergebnis von aufeinander folgenden, sich wechselseitig bedingenden, temporal geordneten Ereignissen dar.

Narrationen geben die »conjunctural causation« von Ereignissequenzen wieder. Sie befassen sich damit, wie und in welchen Sequenzen Ereignisse aneinander anschließen und dadurch Prozesse konstituieren. Dabei kann es sich um Handlungen in Interaktionen, um kollektive Mobilisierungen oder um die Preisentwicklungen von Gütern handeln. Dies ist aber auch der einzige Punkt, der einer gewissen Klarheit nicht entbehrt. So ist oftmals ungeklärt, ob es sich bei Narrationen um pure Datensammlungen, um reale Prozesse oder um Erzählungen, um Interpretationen von oder um Hypothesen über reale Prozesse handelt. Großen Einfluss hat die Explikation von Lawrence Stone (1979: 10): »Narrative is taken to mean the organization of material in a chronologically sequential order and the focusing of the content into a single coherent story, albeit with sub-plots.« Auch andere Autoren betonen diese Momente und definieren eine Narration als »the portrayal of social phenomena as temporally ordered, sequential, unfolding, and open-ended ›stories‹ fraught with conjunctures and contingency« (Griffin 1992: 405). Andere, wie David Carr (1986), betrachten Narrationen als ontologische Phänomene, die zentrale Muster der temporalen Orientierung des sozia-

len Lebens überhaupt darstellen. In diesem Fall handelt es sich um »ontological narrations« (Somers 1994: 620).

Wir verstehen hier (mit Abbell 1987) Narrationen als eine Methode, aber (entgegen Abbell 1987) nicht als eine, die auf die Analyse und Rekonstruktion von Handlungen beschränkt bleiben muss, sondern gerade auch der Analyse und Rekonstruktion von soziohistorischen Prozessen dienen kann (vgl. auch Griffin 1995; Franzosi 1996; Gotham/Staples 1996; Franzosi/Mohr 1997; Isaac 1997; Franzosi 1998; Bryant 2000; Bütthe 2002). Es handelt sich nicht um Erzählungen, sondern um ein methodisches Verfahren der Bildung von Hypothesen über reale Prozesse mit dem Ziel, Sequenzen von Ereignissen zu erklären. In der Literatur wird die Narrationsanalyse deshalb auch »process tracing« genannt. Eine Beschreibung gibt Jack Goldstone (2003: 47f.): »Process tracing consists of analyzing a case into a sequence (or several concatenating sequences) of events and showing how those events are plausibly linked given the interests and situations faces by groups or individual actors. [...] Process tracing involves making deductions about how events are linked over time, drawing on general principles of economics, sociology, psychology, and political science regarding human behavior.«

Narrationen haben eine zweifache Aufgabe. Zunächst handelt es sich um *interpretierte Datensammlungen* im Sinne von Chroniken oder Erzählungen, die schon die wichtigsten Stationen in einer Kette von Ereignissen beinhalten. Wenn man etwa mit Hilfe der Narrationsanalyse die Genese des deutschen Nationalsozialismus erforschen möchte, so besteht eben der erste analytische Schritt darin, die Quellen über Ereignisse und Zustände nicht nur in einen sachlichen und temporalen Zusammenhang zu stellen, sondern durch implizite theoretische Annahmen die Bedeutung von Ereignissen und Zuständen zu gewichten, um implizite Hypothesen über ihre Zusammenhänge zu stiften. Narrationen gehen weit über positivistische Datensammlungen hinaus, da sie stets Interpretationsleistungen und Hypothesenbildungen voraussetzen oder das, was der Historiker die geschichtswissenschaftliche »Phantasie« (so Fried 1996) oder die historische Urteilskraft nennt. Der zweite Schritt besteht in dem, was Robin Stryker (1996) als »strategic narrative« bezeichnet: In Abhängig-

keit von Theoriemodellen und Erklärungslogiken müssen *Hypothesen über die Ereignisse*sequenzen gebildet werden. Narrationen befürworten kausale Erklärungen, die sensitiv auf den historischen Kontext bezogen sind. Wo nominale oder ordinale Vergleichstechniken hochaggregierte Variablen in ihren Bedingungsverhältnissen analysieren, besitzen Narrationen eine Tendenz zur Disaggregation. Sie lösen Variablen in Segmente, in Relationen, in mögliche Beziehungen und in Mikroelemente auf – und in diese Tendenz zur Disaggregation ist keine immanente Stoppregeleingebaut, sondern sie ergibt sich aus forschungspragmatischen Gesichtspunkten. Eine häufig praktizierte Methode innerhalb der Narrationsanalysen stellt die »event-structure analysis« von Larry J. Griffin (1993) dar, die sich zum Ziel setzt, auch unter Einschluss von kontrafaktischen Überlegungen diejenigen Ereignisse in einer Geschichte und damit die Sequenz dieser Geschichte zu identifizieren, die eine besondere kausale Relevanz aufweisen.

Narrationsanalysen werden in einer Vielzahl von Historischen Soziologien unterschiedlicher methodologischer Provenienz eingesetzt. Sie können mit unterschiedlichen Erklärungslogiken verbunden werden, insbesondere mit den vier Formen soziohistorischer Erklärung, der kausalen, genetischen, narrativen und der mechanistischen Erklärung (vgl. S. 66), und die Antwort darauf, wie Narrationen erklären, ergibt sich zudem aus den zugrunde gelegten Erklärungsmodellen.

4. Erklärungsmodelle

Die Historische Soziologie ist ebenso wie die Allgemeine Soziologie arm an *expliziten* Theoriemodellen. Die meisten Forschungslogiken (wie beispielsweise die variablensoziologische oder die idiographische) sind nicht an expliziter Modellbildung orientiert. Für die Historische Soziologie sind es insbesondere zwei Modellierungen, die in den letzten Jahren in der Theorieentwicklung relevant in den Vordergrund getreten sind: jene einer mikrologischen und jene einer prozessualen bzw. temporalen Dimension.

Mikrologische Modelle

Diese Modelle gehen davon aus, dass eine Makroebene *durch eine Mikroebene erklärt* werden kann. Dabei gibt es aber unterschiedliche Vorstellungen darüber, woraus die Makroebene besteht und durch welche Faktoren die Mikroebene besetzt werden kann. Auch darüber, was ›Erklärung‹ heißt, gibt es durchaus divergente Auffassungen, aber man dürfte sich darauf verständigen können, dass es nicht um die Anführung von deterministischen Faktoren, sondern um probabilistische Faktoren geht – Faktoren also, die die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass Zustände auf der Makroebene eine gewisse Form annehmen. Das berühmteste mikrologische Modell ist sicherlich das so genannte »Modell der soziologischen Erklärung«, die berühmte ›Badewanne‹ von James Coleman oder Hartmut Esser (1993). Aber auch die schon besprochenen ›Mechanismen‹ stellen ein mikrologisches Modell dar. Mikrologische Modelle erklären Ereignisse, Sachverhalte, Strukturen oder Situationen einer höheren Aggregatebene (›Makro‹) durch Faktoren einer niedrigeren Ebene (›Mikro‹). (Da es sich nicht um spezifische Modelle der Historischen Soziologie handelt, können wir sie an dieser Stelle nicht weiter abhandeln; es sei jedoch auf das sechsbändige Werk von Hartmut Esser (1999-2001) verwiesen, der am Beispiel vieler soziologischer Themen die analytische Furchtbarkeit dieses Modells demonstriert.)

Prozessmodelle

Unter »Prozessmodellen« oder »Trajektorien« können Modelle über die Entwicklung von *sozialen Prozessen* verstanden werden. Prozesse können ihrerseits als Sequenzen von zeitlich irreversiblen Ereignissen betrachtet werden: Prozesse – und Strukturen als die Formen, in denen Ereignisse aufeinander bezogen werden – reproduzieren sich in und durch Ereignisse. Als basale Elemente von Prozessen setzen Ereignisse prozessuale Verläufe fort oder bringen sie zum Abbruch. Ein Ereignis kann definiert werden als ein »historically singular happening [...] taking place in a particular time and place« (Griffin 1992: 414). Der Begriff des »Ereignisses« wird also in einer sehr breiten Weise verwendet – sowohl der

Erste Weltkrieg, das Erdbeben von Lissabon, die Machtergreifung der Nationalsozialisten wie auch die Entstehung des Kapitalismus können insofern als Ereignisse aufgefasst werden (die wiederum in eine Unzahl von Subereignissen zu spezifizieren wären). Auch die Geschichtstheorie fasst alle Begebenheiten unter die Kategorie des Ereignisses (vgl. Hölscher 2002). Ereignisse sind identifizierbar dadurch, dass sich ein Vorher und ein Nachher unterscheiden lassen, also eine vorhergehende soziale Struktur von einer nachfolgenden sozialen Struktur oder ein vorangegangener Prozess von einem nachfolgenden Prozess. Ereignisse lassen sich also nur beobachten vor dem Hintergrund, dass sich strukturelle Zustände oder prozessuale Verläufe ändern.

Wie konstituiert sich *die Einheit* von Prozessen oder die Einheit von Geschichten? In der Soziologie stehen hierfür drei Kandidaten bereit: Konstruktion, Kausalität und Selbstreferenz. Die *erste* Option, Prozesse als Produkte von reinen Konstruktionsprozessen zu betrachten, ist bei aller notwendigen Berücksichtigung der konstruktiven Momente und Bedingungen die für die Historische Soziologie unergiebigste. Sie wird beispielsweise in der Geschichtstheorie von Haydon White (1990) oder jüngst von Hans Ulrich Gumbrecht (2001) vertreten, unter dessen Hand sich Geschichte in ein Konglomerat von Elementarereignissen auflöst, die nur noch durch die Kraft des Historikers zusammenfinden. Prozesse werden, und dies ist die *zweite* Option, als Kausalprozesse aufgefasst, die ›Kräfte‹ übertragen. Sie beginnen bei bestimmten Ursachen und hören bei bestimmten Wirkungen auf bzw. bestehen aus spezifischen Mechanismen, die Ursache und Wirkung miteinander verbinden. Ereignisse werden dementsprechend als Kausalfaktoren aufgefasst, entweder als spezifische Ursachen oder als spezifische Wirkungen, auf jeden Fall als Elemente, die eine bestimmte Differenz von Vorher und Nachher ausmachen. Das Problem dieser Auffassung liegt in der Bestimmung und in der Zuschreibung von Kausalität. Die seltener vertretene, *dritte* Option setzt nicht auf Kausalität, sondern auf Selbstreferenz. Prozesse bestehen demzufolge aus Ereignissen, die selbst- und fremdreferentiell aufeinander Bezug nehmen. Dieser Auffassung nach werden in Prozessen oder zwischen Ereignissen keine Kräfte übertragen, sondern die Ereignisse produzieren wechselseitig

füreinander Selektionshorizonte, in denen sie sich für sich bestimmen können. Ein früheres Ereignis eröffnet einen sinnhaften Horizont, einen Rahmen mit bestimmten Optionen und Selektionsmöglichkeiten, in dem sich das spätere Ereignis sinnhaft orientieren und eine bestimmte Option wählen kann. Der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 steht beispielsweise in keinem kausalen Zusammenhang zu der Niederlage des nationalsozialistischen Regimes 1945, wohl aber, wie nicht nur die Nachgeborenen wissen, in einem sinnhaften insofern, als er von vielen als eine entscheidende Etappe zur ›Normalisierung‹ interpretiert werden konnte. Diese Konzeption wird, ausgehend von Reinhart Koselleck (1979, 2000), vornehmlich in der Systemtheorie, jüngst aber auch wieder in der Geschichtstheorie von Lucian Hölscher (2003) vertreten, lässt sich aber ohne Probleme auch mit methodologisch-individualistischen Auffassungen verbinden. Das Problem dieser Auffassung von selbstreferentiellen Prozessen – oder, wenn man so will, von Kausalität nicht als ›Kraft‹-Phänomen genommen, sondern als Differenzübertragung – besteht darin, dass die Modi und Formen selbstreferentieller Bestimmung weitgehend ungeklärt sind.

Prozesse stellen also Sequenzen von Strukturänderungen dar, die durch Ereignisse angezeigt werden. Als ein Beispiel mag etwa die Französische Revolution gelten, die eine vorrevolutionäre ›absolutistische Gesellschaftsform‹ in eine ›bürgerliche Gesellschaft‹ transformiert. Dieses Beispiel ist natürlich übersimplifiziert, kann aber verschiedene Gesichtspunkte deutlich machen: Die Ereignisse können in sich wiederum hochkomplex sein. Die Zusammenfassung einer Vielzahl von Mikroereignissen zu einem Makroereignis verdankt sich pragmatischen Gesichtspunkten, die sich daran orientieren, wo Ursachen und Wirkungen vermutet werden. Dieses Beispiel kann auch zeigen, dass Ereignisse in vielerlei Hinsichten nur ephemere Transformationsknoten darstellen, denn in der Regel werden soziale Tiefenstrukturen durch sie nicht erreicht. Dies war einer der Gesichtspunkte, der Fernand Braudel (1949, 1992) dazu veranlasste, verschiedene temporale Ebenen im prozessualen Geschehen der Transformation von Gesellschaften zu unterscheiden (vgl. S. 17). Die Historische Soziologie muss diesen Hinweis von Braudel annehmen, aber sie kann

natürlich nicht so ohne weiteres an diesem aus soziologischer Sicht unterkomplexen Modell anknüpfen. Sie muss verschiedene soziale Strukturmuster und Aggregationsformen und deren prozessuale Logiken unterscheiden. Zudem ist die Unterscheidung zwischen einer Ereignis- und verschiedenen Strukturebenen kaum zu halten, denn, wie schon oben formuliert, Strukturen und Prozesse reproduzieren sich durch Ereignisse. Anders als viele Soziologen und manche Historiker fassen wir hier Ereignisse also nicht als ephemere, oberflächliche Phänomene auf, sondern gehen von einer wechselseitigen Strukturierung, einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis von Ereignissen einerseits, Strukturen und ihren prozessualen Verläufen andererseits aus. Dennoch: Der Hinweis, dass sich soziohistorische Prozesse anhand ihrer Dauer und Geschwindigkeit differenzieren lassen, ist unverzichtbar.

Man kann Prozesse hinsichtlich verschiedener Kriterien unterscheiden. Eine erste Unterscheidung betrifft jene von konjunkturalen und eigendynamischen Prozessen (eine ähnliche macht Homans 1967 zwischen divergierenden und konvergierenden Sequenzen). *Konjunkturale* Prozesse sind additiv, in ihnen beziehen sich Ereignisse A, B, C ... N in einer kontingenten Weise aufeinander. Die Prozesse selbst sind gegenüber den Ereignissen kausal unterdeterminiert und nur historisch erklärbar. *Eigendynamische* Prozesse entfalten hingegen prozessual eine eigene Dynamik gegenüber den Ereignissen, die mehr oder weniger in den ›Lauf der Dinge‹ gezwungen werden. Sie entwickeln dadurch eine ihnen eigene Kausalität und Linearität. Es ist offensichtlich, dass die Historiker eher ein konjunktorales Verständnis von historischen Prozessen haben, die Soziologen eher, aber nicht nur, ein eigendynamisches.

Ein weiteres wichtiges Kriterium stellt das zugrunde gelegte *Temporalschema* dar. Mit William H. Sewell (1996b) lassen sich grundsätzlich drei temporale Formen von Prozessen benennen: teleologische, experimentelle und ereignishafte. Larry J. Griffin (1992) spricht statt von experimentellen von kontextuellen Prozessen. Die *teleologische Zeit* ist diejenige historische Zeit, die einen Prozess zu einem festgelegten Endpunkt führt. Teleologische Prozesse sind also Prozesse, die auf ein fixiertes Ziel zulaufen.

Die Historische Soziologie sieht von solchen Prozessen, sofern es sie überhaupt geben mag, ab. In vielen Fraktionen der Historischen Soziologie geht man von einer *experimentellen* oder *kontextuellen Zeit* aus. Damit ist gemeint, dass Zeit nur als kontextueller Faktor in Betracht kommt. Sewell und Griffin gehen hingegen wie der Narrationsansatz insgesamt von der Ereigniskonzeption der Zeit aus. Die *Ereigniszeit* zielt auf die Relationierung von Ereignissen in einer Ereignissequenz ab.

Dauer und Geschwindigkeit von Prozessen sind ein weiteres Kriterium für die Unterscheidung von Prozessmodellen. Man kann aus analytischen Gründen nochmals zwischen dem Zeithorizont vor und demjenigen nach einem Ereignis unterscheiden, wobei in diesem kausalen Modell der Zeithorizont vor einem Ereignis als Ursache, derjenige danach als Wirkung bezeichnet wird. Hiermit knüpfen wir an Paul Pierson (2003) an, dem wir aber in vielen Detailfragen nicht folgen. In einer Kreuztabelle ergeben sich somit folgende Möglichkeiten:

Zeithorizonte von Prozessen

		Zeithorizont der Wirkung	
		kurz	lang
Zeithorizont der Ursache	kurz	I. klassische Prozesse	II. kumulative Wirkung
	lang	III. Schwellenwert-Prozesse	IV. kumulative Verursachung

nach Pierson 2003: 192; stark modifiziert

Im Feld I, in welchem Prozesse mit kurzer Verursachung und kurzer Wirkung enthalten sind, verbergen sich Phänomene, die in der Geschichtswissenschaft (Braudels »Ereignisgeschichte«), aber auch in der Politikwissenschaft und häufig auch in der Soziologie erforscht werden – schnelle, in ihrer Dauer überblickbare Ereignissequenzen.

In Feld II können diejenigen Prozesstypen angeführt werden, die eine kurze, schnelle Verursachung aufweisen, deren Effekte aber langsam, dauerhaft, gleichsam inkremental sich entfalten.

Als Beispiel möge etwa die Bismarck'sche Sozialgesetzgebung dienen, bei der ein relativ kurzer politischer Entscheidungsprozess langanhaltende, auf viele Systeme, Strukturen und Biographien durchschlagende Wirkungen entfaltete.

In Feld III sind Schwellenwert-Prozesse (»threshold effects«) zu nennen. Eine kumulative Forcierung bringt es mit sich, dass ein bestimmter Schwellenwert erreicht wird, der schließlich zu einer kurzen und heftigen Interruption, zu einem qualitativen Sprung, zu einer heftigen Veränderung führt. Als klassisches, allerdings auf individualistischer Basis angelegte Beispiel mag der von Mark Granovetter (1978) untersuchte Prozess kollektiver Mobilisierung dienen, in welchem die individuelle Motivation der Akteure erst bei einem kritischen Level zu einer rapiden kollektiven Mobilisierung führt. Auf einer sozialstrukturellen Ebene lässt sich dieses Modell am Beispiel von Revolutionen verdeutlichen, wo auf längerfristige, kumulative Verursachungen (sozialstrukturelle oder demographische Wandlungsprozesse) schnelle revolutionäre Veränderungen folgen. Nach Pierson (2003) sind in diesem Feld auch so genannte »causal chains« zu nennen, Prozesse, in denen nicht ein ursächliches Ereignis A einen Zustand oder ein Ereignis B in einer direkten Weise kausal bewirkt, sondern in welchem zwischen A und B Faktoren x, y und z als intermediäre kausale Ketten eingespannt sind mit der Folge, dass A die kausale Kette x, y und z bewirkt, die ihrerseits dann B verursachen. Bei diesen intermediären Kausalketten handelt es sich um »Mechanismen« in dem oben ausgeführten Sinne (vgl. S. 70).

In Feld IV schließlich sind klassische soziologische Prozesstypen anzusiedeln, etwa Webers Rationalisierungsprozess, Elias' Zivilisationsprozess oder der sozialhistorische Industrialisierungsprozess. Dabei handelt es sich um solche Prozesse, die nicht nur eine inkrementale, keinerlei Stoppregeln aufweisende Wirkung zeitigen, sondern auch eine inkrementale, kaum abgrenzbare Verursachung.

Es ist offensichtlich, dass diese Unterscheidung verschiedener Zeithorizonte sehr problematisch ist. Sie lebt davon, dass Ursache und Wirkung eindeutig bestimmbar sind – eine recht gewagte Voraussetzung, da der Kausalprozess zeitlich weder in der einen noch in der anderen temporalen Richtung zu limitieren ist.

Ein weiteres Kriterium stellt die Logik dar, die verantwortlich für den prozessualen Verlauf ist. Hierbei geht man der Frage nach, wieso soziale Prozesse die eine und nicht die andere oder gar eine dritte, unvorhersehbare Richtung nehmen. Was dieses Kriterium angeht, so ist die Modellentwicklung in der Historischen Soziologie noch weniger gediehen als in Bezug auf die anderen Kriterien. Aber es lassen sich – wiederum prototypisch – drei Trajektorien unterscheiden, von denen die prominenteste diejenige der Pfadabhängigkeit oder der Pfadlogik darstellt.

In der Ökonomie ist die *Pfadanalyse* ein sehr ertragreicher Forschungszweig. Dass Technologien, der internationale Handel, die Struktur von ökonomischen Institutionen oder ökonomisches Wachstum in Form von Prozessen verläuft, die man als ›Pfade‹ begreifen kann, ist weitgehend anerkannt. Auch die Politikwissenschaft versucht sich an einer Übertragung auf ihren Gegenstandsbereich. Die Soziologie jedoch ›hinkt‹ ebenso hinterher wie die Geschichtswissenschaften, aber wohl aus unterschiedlichen Gründen. Historiker dürften wohl auf die zentrale Voraussetzung von Trajektorien aufmerksam machen: Pfadabhängigkeit setzt voraus, dass Ereignisse exogenisiert, zur irrelevanten Umwelt erklärt werden können und die Entwicklungsdynamik nicht stören – eine Bedingung, die in der Geschichte wohl nur unter hochspezifischen Bedingungen anzutreffen ist. Soziologen dürften hingegen darauf aufmerksam machen, dass ihr Fach diese Fragen zumindest in Grundzügen unter einer anderen Terminologie diskutiert, sei es als Prozesse der Institutionalisierung, sei es in der Analyse der Genese sozialer Bewegungen, sei es als eigendynamische Prozesse (vgl. Mayntz/Nedelmann 1987) oder sei es, wie in der Systemtheorie, unter dem Titel der kybernetischen Erklärung von sozialen Prozessen (vgl. Schützeichel 2003).

Nach Sewell (1996b: 262f.) heißt Pfadabhängigkeit: »[T]hat what has happened at an earlier point in time will affect the possible outcomes of a sequence of events occurring at a later point in time«. Sewell vertritt damit einen recht anspruchslosen Begriff von Pfadabhängigkeit, denn diese hält bloß fest, dass spätere Ereignisse von früheren abhängig sind (»past choices affect future processes«). James Mahoney (2000a) stellt hingegen heraus, dass Pfadabhängigkeit nicht einfach in der (wie auch immer definier-

ten) Abhängigkeit späterer von früheren Ereignissen bestehen kann, denn diese Definition deckt sich mit derjenigen von Kausalität im Allgemeinen. Pfadabhängigkeit heißt gerade nicht, dass die historische Entwicklung von spezifischen Initialkonditionen determiniert wird, sondern dass die Resultate in stochastischen Abhängigkeiten zu den initialen Konstellationen und intermediären Ereignissen stehen (vgl. Arthur/Ermoliev/Kaniovski 1983). Es handelt sich um »self-reinforcing«-Prozesse bzw. um Prozesse, die sich auf der Grundlage von Mechanismen des positiven Feedbacks vollziehen. Ökonomen nennen diese Form auch »increasing-return«-Prozesse (vgl. Arthur 1994). Sie verfügen also, wenn man so will, über ein Gedächtnis und sind von daher intrinsisch historisch (vgl. Pierson 2000b: 75). Eine gewisse Berühmtheit erlangten sie in der Untersuchung über die Entwicklung und Diffusion der Schreibmaschinentastatur am Beispiel des QWERTY-Modells (vgl. David 1985). Kennzeichnend ist die Idee, dass jedes kritische Ereignis in einem Pfad Konsequenzen nach sich zieht dergestalt, dass die Wahrscheinlichkeit bestimmter Ereignisse erhöht und die Wahrscheinlichkeit des Eintretens anderer Ereignisse verringert wird. Initiale Bewegungen erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass sich die weiteren Schritte auch in Richtung dieses Pfades bewegen. Pfadabhängigkeit heißt: Kumulation von Wahrscheinlichkeiten und positiven Feedbacks. Von daher können relativ kleine Ereignisse zu einem frühen Zeitpunkt später große Wirkungen zeitigen. Ereignisse können also eine »Krisis« im ursprünglichen Wortsinn hervorrufen. Der temporale Kontext von Ereignissen, ihre Sequenzierung ist für die Wirkung entscheidend. Zu Beginn von prozessualen Entwicklungen stehen unterschiedliche Pfade offen, und kleinere Ereignisse oder Entscheidungen beeinflussen die Entwicklung dahingehend, dass eine bestimmte Entwicklung immer wahrscheinlicher wird, da frühere Festlegungen kaum mehr revidierbar sind. Nicht nur Ereignisse, sondern ihre Sequenzierung stellen eine Differenz dar. Pfadanalysen liegt also eine spezifische Auffassung von historischer Kausalität zugrunde, in welcher Ursache und Wirkung durch sich selbst erhaltende, historische Differenzen miteinander verbunden sind (vgl. Stinchcombe 1968: 101-129). Dass Prozesse pfadabhängig sind, heißt nicht, dass sie in sich determiniert oder Pfadwech-

sel ausgeschlossen sind. Nach W. Brian Arthur (1994), dessen Arbeiten diesbezüglich »pfadweisend« sind, haben pfadabhängige Prozesse verschiedene Eigenschaften, nach denen sie mit zunehmender Dauer zwar eine zunehmende Inflexibilität aufweisen, dennoch ist ihnen in ihrem Verlauf und ihrem Resultat eine prinzipielle Unvorhersehbarkeit eigen. Darauf weist auch Douglass C. North (1990: 98f.) hin: »At every step along the way [are choices] – political and economic – that provide [...] real alternatives. Path dependence is a way to narrow conceptually the choice set and link decision making through time. It is not a story of inevitability in which the past neatly predicts the future.« Pfadanalysen identifizieren eine historische Gabelung, eine Variation, die eine Abweichung und Öffnung markiert, sie identifizieren die Option, die verfolgt wird (»turning point« oder »switch point«), und untersuchen, wie in späteren Sequenzen diese Wahl mehr und mehr irreversibel wird (»increasing returns« oder »lock-in mechanisms«). Pfadabhängige Prozesse weisen also drei verschiedene Stadien auf: die *initiale Konstellation*, in welcher spezifische Ereignisse einen bestimmten Pfad (aus anderen möglichen) festlegen; zweitens die *Reproduktionsperiode*, in welcher durch »increasing returns« oder positive Feedbacks die Einhaltung des Pfades forciert wird und schließlich drittens die *Schlussperiode*, in welcher spezifische Ereignisse ein Ende des Pfades herbeiführen oder ein neues Gleichgewicht einfordern (vgl. Pierson 2000b: 76).

Wie kann man die Pfadabhängigkeit von Prozessen erklären? Diese Frage wird seltsamerweise nur selten gestellt. Man belässt es häufig bei vermeintlich deskriptiven Studien (vgl. Haydu 1998). Pfadanalysen wenden sich gegen kausale Generalisierungen, indem sie kontextspezifische, nicht verallgemeinerbare Ursachen für historische Prozesse untersuchen. Pfadanalysen modellieren Ereignisse als Stationen in einer pfadabhängigen Entwicklung, und sie versuchen, die Mechanismen zu identifizieren, die aus einmaligen Entscheidungen historische Prozesse machen. Die Erklärungslast liegt deshalb bei den Mechanismen, die angegeben sollen, wie sich bestimmte Elementarereignisse aufeinander beziehen. Pierson (2000a, 2000b) geht dabei auf die schon vorgestellten Mechanismen in Gestalt von individuell-rationalen oder

adaptiven Selektionsmechanismen zurück. Dabei müssen diese Mechanismen für die positiven Rückkopplungen verantwortlich sein. In der Ökonomie finden wir zur Erklärung der Pfadabhängigkeit in technologischen Entwicklungen solche Mechanismen wie Lerneffekte, die die Chance erhöhen, dass Individuen Praktiken wiederholen, oder Koordinationseffekte, also Vorteile, die Individuen davon haben, wenn sie dieselben Praktiken wie andere Individuen aufgreifen (vgl. Arthur 1994: 112ff.). Andere, wie Mahoney (2000a), berufen sich an dieser Stelle auf normative Erwartungen wie etwa die Legitimität von gesellschaftlichen Problemlösungen oder den Einfluss von Personengruppen. Man könnte die Liste beliebig verlängern. Selbstverständlich müssen auch diejenigen Mechanismen identifiziert werden, die die Pfadabhängigkeit der Prozesse unterlaufen. Oftmals wird aber in der Forschungsliteratur der Bogen überspannt, da man versucht, *allgemeine* Mechanismen für allgemeine Pfade zu definieren, anstatt *spezifische* Mechanismen für spezifische Pfade in spezifischen Kontexten und sozialen Systemen zu ermitteln. Mechanismen können gleichsam als endogene Katalysatoren für die Genese von Pfadabhängigkeiten bezeichnet werden. Daran schließt sich aber die weitere Forschungsfrage an, unter welchen Bedingungen überhaupt sich soziale Prozesse gegenüber exogenen Faktoren in einer Weise abschotten können, dass eben nur die endogenen Faktoren zum Zuge kommen. Pfadanalysen unterstellen endogenen Wandel – der Verlauf von Prozessen und die Transformation von sozialen Systemen kann nur durch Referenz auf ihre eigene Vergangenheit erklärt werden.

Damit sind wir bei einem anderen trajektorischen Modell angekommen. In der Literatur wird es häufig als Modell der »historical conjunctures« bezeichnet. In diesem Modell ist das Resultat von Prozessen nicht pfadgeleitet, sondern verdankt sich der Interaktion und Überlagerung, den Widerfahrnissen von und Kollisionen mit anderen Strukturen und Prozessen (vgl. Smelser 1992). Es handelt sich um ein Modell, in welchem soziale Prozesse und historische Entwicklungen der endogenen und der exogenen Variation ausgesetzt sind. Dabei handelt es sich wohl um solche Prozesse, wie sie von den Historikern als konstitutiv für den Gang der Geschichte angenommen werden. Gleichwohl gehören

sie zu denjenigen, die am wenigsten modelliert sind. Für die Frage, wie und ob das Timing und die Sequenzierung von Ereignissen einen Unterschied macht, liegen nur wenige Untersuchungen vor. Ein bekannte Untersuchung von Ruth Berins Collier und David Collier (1991) geht davon aus, dass die politische Entwicklung von Staaten durch transnationale Ereignisse (in ihrem Fall die Russische Revolution, die Weltwirtschaftskrise, der Kalte Krieg) beeinflusst wird. Wichtig ist nun, an welcher historischen Stelle der nationalen Entwicklung diese transnationalen Ereignisse auf der Ebene einer allgemeinen Weltzeit sich bemerkbar machen. Formal betrachtet: Macht es einen Unterschied, ob eine nationale Entwicklung in den Phasen $a - b - c - \text{Ereignis } X - d$ verläuft oder in den Phasen $a - b - \text{Ereignis } X - c - d$ (vgl. Pierson 2000b: 88)? Kann man gewisse Zustände von Gesellschaften darauf zurückführen, in welchem Stadium ihrer Entwicklung sie weltgeschichtlich signifikanten Einflüssen unterworfen waren? Auch dieses Modell hat recht voraussetzungsreiche Annahmen, z.B. dass sich bestimmte gesellschaftliche oder politische Entwicklungen in einer variationsarmen Reihe von Stadien vollziehen oder dass die historischen Vergleichsfälle wechselseitig voneinander unabhängig sind.

Im Unterschied zu endogen oder exogen argumentierenden Modellen lässt sich schließlich als dritte idealtypische Variante das Modell nicht-verstärkender Ereignissequenzen nennen, die in der Literatur manchmal als »reaction-generating event sequences« bezeichnet werden. Im Unterschied zu soziohistorischen Pfaden, in denen positive Rückkopplungen wirken, produzieren diesem Modell zufolge initiale Bedingungen so genannte »backlash«-Effekte. Dabei handelt es sich nicht um positive, aber auch nicht zwingend um negative Rückkopplungen, die ein prozessierendes System in einer Gleichgewichtssituation zu halten suchen, sondern um Reaktionen, die einen Prozess in eine andere Richtung als ursprünglich vorgesehen manövrieren. Die Modellierung wie die Beschreibung dieser Prozesstypen liegt noch in den Anfängen. Entsprechungen der Vorstellung, dass intendierte Ereignisse nicht-intendierte Folgen zeitigen können, scheinen aber durchaus gegeben zu sein. Der entscheidende Gesichtspunkt ist aber, dass sich eine offene Prozessesstruktur ergeben kann, die geprägt ist

durch den Gegensatz von initiiertem Ereignis und »backlash«-Effekt. Als Beispiel für eine solche Struktur mag die von Theda Skocpol (1992) untersuchte Entwicklung des amerikanischen Wohlfahrtsstaatsmodells dienen. Pensionszahlungen an Veteranen des Amerikanischen Bürgerkriegs lösten bei verschiedenen gesellschaftlichen Eliten eine derartige Gegenreaktion aus, dass fortan und für längere Zeit kein allgemeiner Konsens über ein öffentliches, staatlich finanziertes Wohlfahrtssystem mehr zustande kommen konnte. In diesem Fall spielten also organisierte Interessen die Rolle des »backlash«-Effektes.

Worin besteht das zentrale Problem der Unterscheidung von Prozesslogiken? Auch hier liegt ein Kausalitätsproblem vor, aber ein vermitteltes, nämlich in Gestalt der Abkopplung bzw. Spezifikation von kausalen Einflüssen. Oder mit anderen Worten: Alle drei prototypischen Prozesslogiken setzen eine primordiale Unterscheidung von System und Umwelt voraus. Erst auf dieser Basis lassen sich eher exogen oder eher endogen motivierte Variationen oder Mischformen zwischen beiden unterscheiden. Dass eine entwickelte System-Umwelt-Theorie Voraussetzung für eine Theorie sozialer Prozesse ist, findet sich schließlich auch in einem weiteren Kriterium für die Unterscheidung sozialer Prozesse.

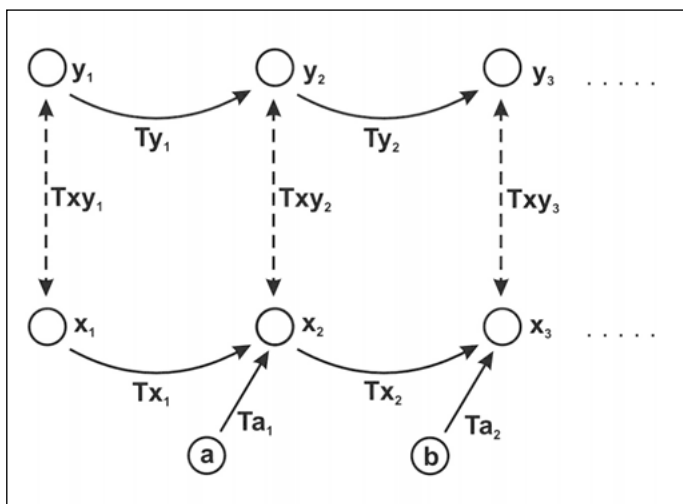
Man kann danach fragen, ob die Genese und Erhaltung von Prozessen sich den gleichen Ursachen verdanken oder nicht (vgl. Stinchcombe 1978, dem zufolge sich historisch-soziologische Erklärungen immer sowohl auf die Verursachung wie auf die Erhaltung von Prozessen beziehen müssen, da beide in der Regel durchaus verschieden ausfallen). Oder in einer evolutionstheoretischen Sprache formuliert: Verdankt sich die Selektion bzw. die Stabilisierung von Prozessen den gleichen Faktoren wie ihre Genese bzw. ihre Variation? Manche Modelle führen konstante, andere nehmen wechselnde Verursachungen an. In diesem Fall kann man also von konstanten bzw. von wechselnden Prozesskausalitäten sprechen. Das Problem, welches sehr schnell in Fragen der Erklärung von Prozessen abgeleitet, lässt sich aber grundsätzlicher fassen: Sind Prozesse reproduktiv oder evolutiv? *Reproduktive* Prozesse reproduzieren das System, in welchem sie auf-

treten. *Evolutive* Prozesse führen zu einem Wandel, vielleicht sogar zu einer evolutionären ›Drift‹ des Systems.

5. Eine neue Synthese?

Ein theoretische Integration der Historischen Soziologie ist nicht in Sicht. Wozu auch? Aber wenn man die verschiedenen, oben vorgestellten Ansätze Revue passieren lässt, dann gewinnt man den Eindruck, dass eine Einigung darüber möglich sein könnte, welche einzelnen Module von der Historischen Soziologie bearbeitet werden müssten. Die beiden dominanten Forschungsmodelle, das mikrologische wie das temporale, sind ohne Probleme miteinander verknüpfbar, und auch hinsichtlich der Erklärungslogik sind seit der ›Verabschiedung‹ rein makrosoziologischer Erklärungen die Unterschiede so groß nicht. Das Konzept der genetischen Erklärung wie das der mechanistischen Erklärung befürworten Mikro-Makro-Erklärungen. Die Erklärungslogik der kausalen Rekonstruktion ist, wie beispielsweise bei Jack Goldstone (vgl. S. 36), dabei, die strukturellen Parameter auf Handlungslogiken zurückzuführen. Das Modell der narrativen Erklärung ist mit mikrologischen Ansätzen nicht unvereinbar, aber richtet natürlich sein Augenmerk auf die Temporalität von Prozessen, ein Punkt, der von den anderen Logiken vernachlässigt wird. Aber es ist natürlich andererseits zu berücksichtigen, dass auch die Prozesslogiken selbst wiederum mikrologisch fundiert werden müssen.

Ein weiteres Einverständnis gibt es auch in Bezug auf die analytischen Ebenen, die in eine Erklärung einfließen müssen. Dazu gehört, dass neben Mikro- und Makroebenen auch die Mesoebene stärkere Berücksichtigung finden sollte (vgl. Vester 1995; Little 2000; Bühl 2003). Es muss sich also um Mehrebenenmodelle handeln. Ein integratives Modell könnte also folgende Gestalt annehmen:



Das Modell unterscheidet x-Prozesse und y-Prozesse, die stellvertretend für Mikro-, Meso- oder Makroebenen stehen können. Die einzelnen Punkte stellen Ereignisse $x_1...x_n$ und $y_1...y_n$ dar, in denen sich die Prozesse strukturiert realisieren. Es gibt zwei Formen von Tiefenerklärungen: $Tx_1...Tx_n$ bzw. $Ty_1...Ty_n$. Diese erklären die Beziehungen zwischen aufeinander verweisenden Ereignissen in unterschiedlichen Prozessen. Daneben gibt es Tiefenerklärungen $Txy_1...Txy_n$, die stellvertretend für die Mechanismen stehen sollen, mit Hilfe derer sich die Beziehungen zwischen Prozessen entwickeln. Und schließlich gibt es noch Tiefenerklärungen $Ta_1...Ta_n$, die das Moment der »conjunctural causation«, also das eigentlich historische Moment einbringen sollen. Spezifische frühere oder gleichzeitige Ereignisse haben eine spezifische Wirkung auf den zu erklärenden Prozess oder das zu erklärende Ereignis (x_3). In diesem Modell ist, das sei nochmals hervorgehoben, jede Aussage darüber ausgespart, welche Form der Tiefenerklärung zum Erfolg führt. Dies gilt auch für die alten methodologischen Differenzen zwischen Nomothetik und Idiographik, die von diesem Modell unberührt bleiben.